Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Mai 1878.

Inhalt: Der Wallfahrtsort Mariahilf auf dem Soseberge in Kiangnan. — Die Mission von Peking und Petscheli (Fortsetzung). — Die Missionsgeschichte von Senegambien (Fortsetzung). — Nachrichten aus den Missionen: Neu-Seeland; Annam; China; Ostindien; Westafrika; Palästina. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Der Wallfahrtsort Mariahilf auf dem Soseberge in Kiangnan (China).

Die katholischen Missionäre betrachten es natürlich als ihre Pflicht, mit dem wahren Glauben zugleich auch die Andacht zur allerseligsten Jungfrau zu verbreiten. Wie könnten sie auch den Neophyten vom göttlichen Heiland sprechen, ohne sie auf dessen göttliche Mutter hinzuweisen? Wie denselben eine zärtliche Liebe zu Jesus einflößen, ohne sie auch Maria lieben zu lehren? Wohin daher immer die katholischen Missionäre dringen, dort erfüllt sich auch das prophetische Wort der Mutter Gottes: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." Es kann uns somit auch nicht auffallen, wenn in den Missionsländern alsbald Wallfahrtsorte entstehen, an denen die allerseligste Jungfrau auf eine ganz besondere Weise verehrt wird und ihren treuen Kindern größere Gnaden von ihrem göttlichen Sohne erlangt. Seit einigen Jahren besteht ein solcher Wallfahrtsort in der blühenden Mission von Kiangnan; wir haben früher[1] eine Schilderung der feierlichen Einweihung der Kirche „Unserer Lieben Frau, der Hilfe der Christen" auf dem Berge Sose gegeben. Seither kommen, namentlich im schönen Maimonat, zahlreiche Pilgerzüge aus dem ganzen Vikariate dorthin, und Mariahilf auf dem Sose kann sich schon mit manchen kleineren europäischen Wallfahrtsorten messen. Es wird unsern Lesern nur erwünscht sein, wenn wir ihnen etwas Näheres über die Vergangenheit sowohl dieses seit alten Zeiten von den Heiden für heilig gehaltenen Berges, als auch über den gegenwärtigen Stand der Wallfahrt mittheilen. Wir folgen dabei einer im Jahre 1875 zu Schanghai von P. Palatre S. J. veröffentlichten Schrift[1] und brieflichen Mittheilungen.

„Sose heißt ein Berg, so gelegen ist 25 Li (etwa 12 Kilom.) von der Stadt Songkiang, gen Norden; seine Höhe beträgt 75 Tschang (270 Meter), sein Umfang 18 Li (etwa 9 Kilometer)." So belehrt uns der Song-kiang-fu-tsche, d. i. „die Beschreibung des Bezirkes Songkiang". Vor dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird der Sose in der Geschichte von Songkiangfu nicht erwähnt. Einer Überlieferung zufolge hätte der Berg seinen Namen von einer Familie So, welche ehedem hier wohnte: daher So-se, „Berg der Familie So". Vielleicht entstammte derselben auch der General So, ein Held an Ruhm und Siegen reich, dem das dankbare Vaterland göttliche Ehren zuerkannte und mit kaiserlicher Bewilligung unweit des Berges ein mit Stroh gedecktes Heiligthum errichtete, welches So-kang-kiun-miao, „die Pagode des General So", heißt. In diesem Tempel sitzt der neue Gott im abgeschossenen Feierkleide in einem Lehnsessel als Nothhelfer gegen Schlangenbiß. Elf Monate lang ist er jährlich seinen Verehrern zugänglich; aber vom 20. des letzten Jahresmondes bis zum 20. des folgenden ersten Mondes hat der Gott Ferien, die Thüre des Heiligthums bleibt verschlossen, das Nattern-

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1873, S. 89 ff.

[1] Le Pélérinage de Notre Dame Auxiliatrice à Zosé par le R. P. Palâtre de la C. de Jésus. Changhai 1875.

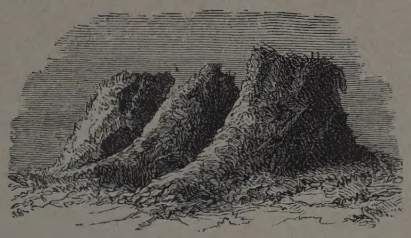
gezücht aber iſt ſo rückſichtsvoll, während dieſes Monates nicht bösartiger zu ſein denn ſonſt.

Erſt mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, unter der zweiten Dynaſtie Song, rückt der Berg Soſe in den Geſichtskreis der Geſchichte. Damals ward zu Su-tſcheu Tſong-tao-dſchen geboren, der im Alter von ſieben Jahren in ein Bonzenkloſter zu Hang-tſcheu eintrat und dasſelbe dreizehn Jahre ſpäter wieder verließ, um ſich in eine enge Hütte auf dem Berge Soſe zurückzuziehen und da als Anachoret in einem Lehnſeſſel zu leben. Weil er aber erfahren war in der Arzneikunde und in ſeinem Herzen ein gar lebendiges Mitgefühl für die Leiden ſeiner Mitmenſchen empfand, darum machte ſich — ſo berichten uns wiederum der Song-kiang-futſche und die Überlieferung — Tſong-tao-dſchen immer wieder auf den Weg und durchwanderte in Begleitung von zwei zahmen Tigern, deren Zahn niemals ein Tropfen Menſchenblut röthete, die ganze Gegend. Noch erzählt man ſich, wie Alles zuſammenſtrömte, wenn er, ſeine beiden mildherzigen Gefährten an der Leine führend, den großen Flecken Se-king durchwanderte. Selbſt Kaiſer Tſcheng-tſong hörte von ihm und gründete ihm zu lieb um 1048 auf dem Berge Soſe das Kloſter Pu-tſao-kiao-jö, „die Leuchte der ganzen Welt", deſſen Bau acht Jahre ſpäter vollendet wurde. Als Tſong-tao-dſchen das Alter von 74 Jahren erreicht hatte, ſagte er mit Beſtimmtheit ſein Ende voraus und ſtarb auch wirklich fünf Monate ſpäter. Ein Mandarin verherrlichte durch ſeine Anweſenheit ſein Leichenbegängniß, der Leichnam wurde am Weſtabhang des Berges beigeſetzt. Die beiden treuen Tiger aber vermochten den Tod ihres Herrn nicht zu überleben, ihre Herzen brachen, ſie ſtarben wenige Tage nachher den freiwilligen Hungertod und wurden am Oſtabhang verſcharrt. Über's Jahr aber erwuchſen an der Stelle zwei Bäume, die man Lin-nge-ſu nannte und zwiſchen denen man zur Erinnerung an die beiden unzertrennlichen Gefährten Tſong-tao-dſchens ein Denkmal errichtete. Es heißt Fu-ſü-tin oder „der Kioſk der Bäume der Tiger", iſt aber gleichfalls längſt verſchwunden. Etwa um die nämliche Zeit ward der Thurm Siö-tao-dſche, „die Wohnung der frommen und weiſen Männer", erbaut. Er iſt achteckig mit mehreren nach oben ſich verjüngenden Stockwerken, über deren jedem ein ſchnabelförmig gekrümmtes Dach hervorragt. An ſeiner Baſis hat er 12,8 Meter im Umfang. Er iſt ſo feſt, daß er den Stürmen der Jahrhunderte bis heute getrotzt hat und vielleicht noch lange trotzen wird. Beſtimmt war er, den Bonzen von Pu-tſao-kiao-jö als Begräbnißſtätte zu dienen. Dieſes Kloſter entſprach, nebenbei bemerkt, nur ſehr unvollkommen ſeinem Namen und Beruf, eine „Leuchte der ganzen Welt" zu ſein. Erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, unter der Dynaſtie Yüen, wurde es demſelben in etwa gerecht, als es eines Tages bis auf den Grund abbrannte und ſo, wenigſtens über die allernächſte Umgebung, vorübergehend einiges Licht verbreitete.

Chineſiſches Grabdenkmal am Soſe.

Faſt ſcheint es, der Honigſinn der beiden frommen Tiger ſei in die Bambus gefahren, die um ihre Grabesſtätte wuchſen;

wenigstens läßt Solches folgendes Vorkommniß vermuthen. Es war im Jahre 1720, als Kaiser Kanghi aus der Tsin-Dynastie bei einer Bereisung von Süd-Kiangsu auch den Bezirk Songkiang besuchte. Selbstverständlich thaten die Songkianesen ihr Bestes, um den „Sohn des Himmels" zu bewirthen; auch Bambusfrüchte vom Berge Sose erschienen auf seiner Tafel, deren Arom den Beherrscher der vier Weltgegenden entzückte. „Fürwahr!" sprach er — und sein Blick glitt über die köstliche Frucht, die er zwischen drei Fingern emporhielt, auf die Mandarine hinüber, die ehrfurchtsvoll im Kreise kauerten — „fürwahr! nicht Sose sollte der Ort heißen, wo solche Frucht wächst, sondern Le-sen-se", was so viel bedeutet wie „der Berg mit den nach der Blume Le duftenden Bambus". Nun eignet heutzutage freilich der Name Le oder Lan einer ganzen Reihe verschiedener Pflanzen, so daß wir nicht mehr zu ermitteln vermögen, welches die Pflanze gewesen, deren Erinnerung hier das Gemüth des Kaisers mit Wollust erfüllte. Aber nicht so die Mandarine, deren Kreis sofort ein zustimmendes Kopfnicken durchlief. Und als draußen auf dem Platze das Volk den Spruch des Herrschers vernommen hatte, da geriethen auch hier Köpfe und Zöpfe in's Wackeln. „Fürwahr! fürwahr! ganz wie die Blume Le", so tönte es aus Aller Munde, und alsbald war man darüber einig, der Berg dürfe von jetzt an nicht mehr Sose heißen, sondern Le-sen-se. Aber die Bambusse des Berges sind heutzutage wie die Bambusse aller Orten, und der Berg heißt Sose wie zuvor; nur ein Stein in der zerfallenen Pagode Sin-miao-se auf dem Westabhang trägt noch eingegraben den prätentiösen Namen Le-sen-se.



Grabhügel am Sose.

Am Südabhange des Berges gewahrt man eine weite Esplanade, auf welcher vor Zeiten die Pagode Ling-fong-he, d. h. „die auf einer wunderthätigen Erhöhung erbaute Pagode", mit zwei Nebenpagoden sich erhob. Eine der letzteren, Mo-dang genannt, war der unreinen Göttin Kuejen geweiht und bestand noch 1863, allerdings in äußerst kläglichem Zustande. Die Dickleibigkeit der Göttin war die Zielscheibe des Spottes unserer Christen. Auf dem Bergesgipfel aber stand das Mitu-tin, der Tempel des Gottes Mitu. Es war im Jahre des Heiles 65, da hatte Kaiser Hiao-min-ty aus der Han-Dynastie einen Traum, der ihn an einen Lieblingsausspruch des Confucius erinnerte: „Der Heilige der Heiligen wird im Westlande erscheinen." Da entsandte der Kaiser eine Gesandtschaft nach den Ländern des Westens, den Heiligen der Heiligen aufzusuchen. Der Erfolg war kein glücklicher. In Indien wurden die Gesandten mit der neuen Buddha-Lehre bekannt und kehrten von da mit einer Buddha-Statue und Buddha-Schriften in die Heimath zurück. So feierte der Buddhismus seinen Einzug in China. In den buddhistischen Büchern nun begegneten die Bonzen dem Namen eines gefeierten, uralten Lehrers, Mitu oder Omitu. Er hatte, diesen Schriften zufolge, hienieden den Gipfel der Vollkommenheit erreicht und kein Mensch werde ihm jemals gleichkommen. Durch seine Tugendübungen habe er sich unendliche Verdienste erworben, hinreichend, die Sünden der ganzen Welt zu tilgen. Sein Name, zugleich mit demjenigen des Fo in der Formel Omitufo angerufen, genüge, um den größten Verbrecher vollständig zu entsühnen. Das ist die Gottheit, die auf dem Gipfel des Sose ihren Tempel hatte.

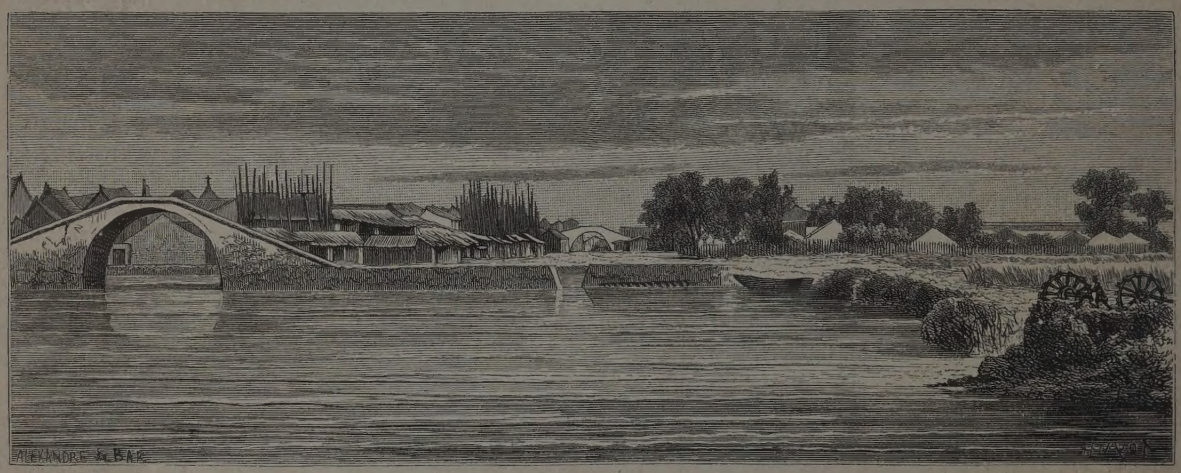
Grabhügel am Sose.

Mitu, Kue-jen und Buddha waren also die Götzen, die an diesem anmuthigen Orte verehrt wurden und den Berg zu einem heiligen machten; das Volk aber liebte es, auf dem heiligen Berge und zwischen den heiligen Pagoden seine Todten zu bestatten und ihnen hier den ihnen gebührenden Cultus zu erweisen. Und so strömten denn vormals zu bestimmten Zeiten des Jahres Tausende und aber Tausende armer Heiden hierhin. Dann bedeckten sich die Gräber mit Gaben. Die Wohlhabenderen breiteten reichliche Mahlzeiten über den Grabhügeln ihrer Voreltern aus und verbrannten Haufen papierener Zettel, die, wie angenommen ward, in der Unterwelt in klingende Münze umgesetzt wurden und es dem Verstorbenen ermöglichten, daselbst standesgemäß aufzutreten. Die Armen begnügten sich mit einer bescheideneren Anzahl solcher Zettel. Hatte man also für die Bedürfnisse der Dahingeschiedenen gesorgt, dann warf man sich vor ihren Gräbern nieder und berührte wiederholt die Erde mit der Stirne. Nun ging es in die Pagoden, um Kue-jen, Mitu und Buddha durch Weihrauchopfer, Anrufung und selbst Ärgeres zu ehren. Von den Gräbern zu den Pagoden und von diesen zu jenen wogte ein stets sich erneuernder Menschenstrom, und so blieb es ungefähr acht Jahrhunderte lang. Aber heute ist es mit der Herrschaft Satans auf dem Berge zu Ende. Die Marksteine an dessen Fuße tragen jetzt die Inschrift Tientschu-tang, „Haus des Himmelsherrn".

Wie ist diese Veränderung vor sich gegangen? Schon zu Anfang der fünfziger Jahre stürzte das alte Gemäuer des Mitu-Tempels zusammen; das Feuer und die Zeit hielten Gericht über die alten Pagoden. Im Jahre 1863 brachten die Jesuiten, welche die Mission von Kiangnan besorgen und schon lange nach einem Landaufenthalte für kranke Missionäre sich umgesehen hatten, den Südabhang des Berges käuflich an sich. Unten bauten sie sofort eine geräumige Priesterwohnung mit zwei Pilgerhäusern, oben auf dem Berge aber im Jahre 1867 eine Kapelle, welche „Unserer Lieben Frau, der Helferin der Christen", geweiht und am 1. März 1868 von Mgr. Languillat feierlich eingesegnet wurde. So hatte der Himmelsherr Besitz ergriffen von dieser Stätte

langjährigen Götzendienſtes und hatte dieſelbe ſeiner unbefleckt empfangenen Mutter gleichſam zum Geſchenke gemacht. Nicht ward fürder hier ein Weihrauchſtäbchen zu Buddha's Ehren verbrannt, nicht den Verſtorbenen eine Mahlzeit dargebracht, nicht Kue-jen durch Ausſchweifungen verehrt, nicht das allvermögende Omitofu ausgeſprochen. Dafür ziehen jetzt um die Feſtzeiten des Jahres Proceſſionen eifriger Chriſten den heiligen Berg hinan, um der Königin des Himmels den Tribut kindlicher Verehrung darzubringen. In kürzeſter Zeit machte ſich das Bedürfniß einer geräumigeren Kirche fühlbar, die denn auch Dank den Beiträgen der Chriſten bereits am 1. Mai 1873 eingeweiht werden konnte.

Um uns eine Vorſtellung von dem kirchlichen Leben zu geben, welches hier zu Zeiten herrſcht, ſchließen wir uns der großen Mai-Wallfahrt an. Wir verſetzen uns im Geiſte nach Wu-ſi, einer Stadt am Nordende des großen Taihu-See's, ungefähr halbwegs zwiſchen Nangking und Schanghai. Hier finden wir am 21. Mai ſchon um fünf Uhr Morgens die etwa 2000 Seelen zählende chriſtliche Gemeinde in der Kapelle verſammelt, um der heiligen Meſſe und dem Unterricht beizuwohnen. 250 Perſonen empfangen die heilige Communion. Nach dem Gottesdienſt vertheilen ſich die Pilger, etwa 1000 an der Zahl, auf die 150 Barken. Kaum jemals den Tag über verſtummt das Roſenkranzgebet. Nachmittags fünf Uhr ſteigen ſie in Yang-ka-kiao, einer eifrigen Gemeinde von etwa 1300 chriſtlichen Fiſchersleuten ſüdlich von Sutſcheu, an's Land. Dieſe empfangen ihre Glaubensbrüder am Ufer und geleiten ſie ſofort in die Kirche zu gemeinſchaftlichem Roſenkranz und Gebete. Ein kurzer Unterricht und ein von chineſiſchen Stimmen in chineſiſcher Sprache geſungenes Omni die beſchließen den Tag. Am folgenden Morgen (22. Mai) iſt um $4^1/_2$ Uhr Meſſe, in welcher 50 Perſonen ſich dem Tiſche des Herrn nahen und der Miſſionär einen Unterricht über das Gebet hält. Dann werden die Barken wieder beſtiegen und vorwärts geht es durch Kanäle und Seen, bis des Abends das Fiſcherdorf Lo-ka-pang erreicht iſt. Hier ſegnet und vertheilt der Miſſionär am 23. des Morgens die mit dem heiligſten Namen prangenden Wimpel für die Barken. Die Heiden



Se-king bei Soſe (Kiangnan).

ſammeln ſich erſtaunt am Ufer, um Zeugen dieſes für ſie ſo neuen Schauſpieles zu ſein. Vom Morgen an iſt der Berg Soſe bereits weithin über die Ebene ſichtbar, und da die Windungen der Kanäle die Barken zu mehrfachen Umwegen nöthigen, ſo bietet uns derſelbe einen ſtets wechſelnden Anblick. Endlich um zwei Uhr Nachmittags, von der lieblichen Maienſonne beſchienen, legt die Flottille am Fuße des Berges an, freudig begrüßt von den Miſſionären und der Menge fremder Pilger.

Wir entwinden uns dem Gedränge der Bewillkommnung und erreichen mit wenigen Schritten die Reſidenz, wo ein Pater und zwei Laienbrüder uns gaſtlich bewirthen. Dann eilen wir den Berg hinan zur Kirche. Zwei Wege, auf welchen von Entfernung zu Entfernung eine Anzahl Stufen angebracht ſind, führen in gerader Linie zum Gotteshauſe hinauf; aber für die Bequemlichkeit der guten Chineſinnen mit ihren zuſammengedrückten Füßchen ſind ſanfter anſteigende Schlangenwege angelegt worden. Namentlich windet ſich in der Mitte des Abhanges in ſiebenfacher, langgezogener Spirale ein ſolcher hinauf, an welchem auch die Kreuzwegſtationen errichtet ſind. Über eine 30 Stufen zählende, mit Löwengeſtalten geſchmückte Treppe gelangen wir endlich auf die Terraſſe vor dem Gotteshauſe. Von hier überſchaut das Auge die endloſe Ebene mit ihren Reisfeldern und Kanälen, ihren ſchmalen Straßen und theilweiſe durch Baumgruppen verdeckten Ortſchaften. Dort hebt ſich in einer Entfernung von ſieben Stunden Sikawei am Horizont ab. Näher heran liegen Tſi-pao und Se-king mit je 8—10,000 Einwohnern, Kapelle und Miſſionär. Zahlloſe, theilweiſe mit Bäumen bepflanzte Erdhügel, deren einige einen Umfang von zehn Quadratmeter haben, bringen eine gewiſſe Abwechslung in die Monotonie der Flachlandſchaft; es ſind die Gräber, die Jeder auf ſeinem Grund und Boden den Vorfahren errichtet. Da ſie jedesmal erſt wieder bei einem Dynaſtiewechſel zerſtört werden, ſo haben ſie ſich ſeit den letzten dreihundert Jahren in erſtaunlicher Weiſe vermehrt.

Der folgende 24. Mai war das Hauptfeſt von Soſe, das Feſt Unſerer Lieben Frau unter dem Titel „Hilfe der Chriſten". Anweſend waren 15,000 chriſtliche Pilger, von denen wenigſtens 12,000 aus weiter Ferne kamen, und etwa 5000 Heiden als

Neugierige. Wer ſchildert den Andrang zum Gottesdienſt und zu den Übungen der Andacht! Unſere Chriſten von Wu-ſi traf die Reihe der Kreuzwegandacht von 5—5½ Uhr Abends. Man denke ſich dieſelben in Gruppen von beinahe 100 Perſonen auf die einzelnen Stationen vertheilt, wie ſie mit lauter, feſter und zugleich andächtiger Stimme auf die Gebete antworten. Sie alle hatten freudig acht Tage der Arbeit und des zeitlichen Gewinnes zum Opfer gebracht, um dem Heiland und ſeiner heiligen Mutter dieſen Beweis kindlicher Verehrung zu geben und im Angeſicht ihrer heidniſchen Mitbürger dieſes offene Bekenntniß ihres Glaubens abzulegen.

Am 25. des Morgens ſollte die feierliche Proceſſion das Feſt beſchließen. Bereits um fünf Uhr war ein jeder auf ſeinem Poſten; jeder trug auf der Bruſt ein kleines Stück weißer Leinwand mit einem aus rothem Zeug geſchnittenen Herzen. Voran ſchritt der Kreuzträger; dann kamen zwei Pilger, goldene Herzen und ein ſilbernes Gefäß tragend, worin ſich eine Liſte der im verfloſſenen Jahre gebeteten Roſenkränze befand; darauf die Fahne des Vereins der heiligen Kindheit, umgeben von einigen hundert Knaben im Alter von 6—13 Jahren; dann die acht Banner der verſchiedenen Congregationen von Wu-ſi, umgeben von 170 in Chorhemden gekleideten Männern, welche Kerzen in der Hand hielten; nun folgte eine Gruppe von 2—300 Männern mit Fähnchen, denen das Banner des Mäßigkeitsvereines vorangetragen wurde; dann die Fahnen des heiligſten Herzens Jeſu und des Gebetsapoſtolates, 25 Prieſter und

Se-king bei Soſe.

19 Kleriker, der Celebrant in der Chorkappe. Ihm ſchloſſen ſich an 100 Mann mit Fähnchen, 40 kleine Mädchen von der heiligen Kindheit, ebenfalls mit Fähnchen und geſchaart um das Banner Unſerer Lieben Frau, 24 der Rettung ausgeſetzter Kinder geweihte Jungfrauen mit einer neuen, koſtbaren Fahne von der unbefleckten Empfängniß, die kleinen Mädchen der Schule von Wu-ſi, und endlich mehr als 300 Mütter mit ihren Kindern auf dem Arme, die ſie Unſerer Lieben Frau weihen wollten. Um ſechs Uhr ſetzte ſich die Proceſſion, laut den Roſenkranz betend, in Bewegung und um ſieben Uhr zog ſie in die Kirche ein. Der Kreuzträger war bereits vor der Statue Unſerer Lieben Frau von Lourdes angelangt, welche mit der Inſchrift Tſcheng-Mu-Malija, „Heilige Mutter Maria", den Hauptaltar ſchmückt, als die Letzten des Zuges noch kaum auf halber Höhe des Berges ſich befanden. Nur diejenigen, welche mit an der Proceſſion Theil genommen hatten, konnten in der Kirche ſelbſt Platz finden. Alle Banner wurden im Chor aufgepflanzt; die 170 Männer mit den Chorhemden ſtellten ſich in doppelter Reihe von der Communionbank bis zum Portale auf. Alles verlief in ſchönſter Ordnung. Während des Hochamtes nahten ſich 8—900 Perſonen dem Tiſche des Herrn, im Ganzen an dieſem Morgen 3700. Dann folgte die Predigt. Unmittelbar bevor der letzte Segen mit dem Allerheiligſten gegeben wurde, erneuerten alle unſere Chriſten, Männer und Frauen, Alt und Jung, die Weihe zum göttlichen Herzen Jeſu. Die jüngeren Mitglieder des Mäßigkeitsvereines, 90 an der

Zahl, erneuerten gleichfalls ihr Versprechen. Nach der Danksagung des Priesters brachten endlich noch die Mütter ihre Kinder Unserer Lieben Frau dar, und die Absingung der Marien-Litanei beschloß die Feier. Um $9^1/_2$ Uhr hatten bereits sämmtliche Barken den Fuß des Berges wieder verlassen.

So steht es heute mit der Herrlichkeit des heiligen Berges Sose. Außer den beim Hauptfeste anwesenden Prozessionen und Pilgern haben im Mai 1877 etwa 20,000 Christen das Heiligthum U. L. Fr. auf dem Sose besucht, und abgesehen von den 3700 heiligen Communionen am Feste selbst näherten sich im nämlichen Monate noch über 3000 Personen den heiligen Sakramenten in der Wallfahrtskirche.

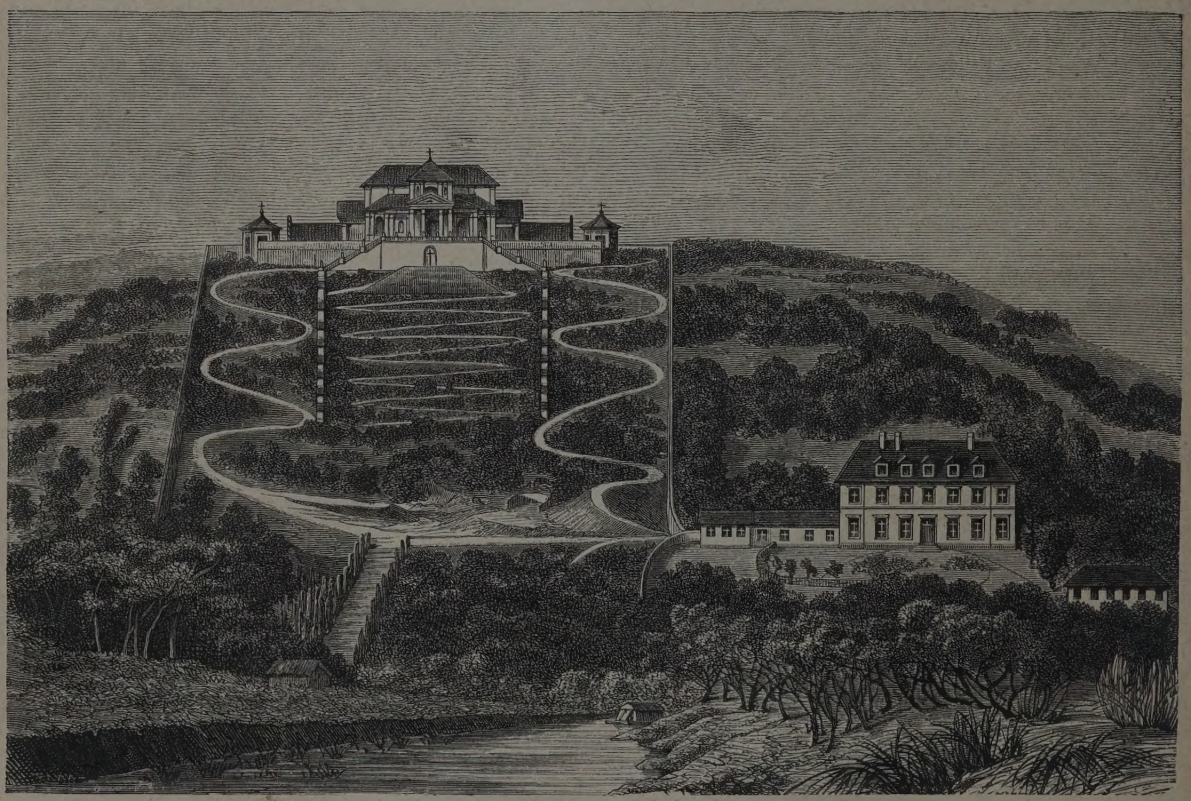
Gepriesen sei Gott und die heilige, unbefleckte Gottesmutter, die Helferin der Christen!

Die Mission von Peking und Petscheli

von deren Gründung im 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage.

II. P. Matthäus Ricci.

An die Spitze des Unternehmens trat nach P. Ruggieri's Abreise P. Matthäus Ricci. Im selben Jahre, in welchem der hl. Franz Xaver auf Sancian starb, 1552 zu Macerata in der Mark Ancona geboren, war er 1571 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Nachdem er sich zu Rom mehrere Jahre



Mariahilf auf dem Sose (Kiangnan).

hauptsächlich dem Studium der Mathematik und Astronomie gewidmet und nicht nur in diesen Wissenschaften, sondern auch in der Philosophie und Theologie, wie in den Sprachen treffliche Kenntnisse erworben hatte, trieb ihn sein Seeleneifer, um die Mission von China zu bitten. Mit allen Tugenden eines Apostels ausgerüstet, kam er 1578 nach Goa und bald darauf nach Macao. 1583 berief ihn P. Ruggieri zur Gründung der ersten Niederlassung in Tschao-King-Fu. Sein reiches Talent und Wissen, dem noch die volle Kraft des blühenden Alters zur Verfügung stand, machten ihn bald zur Hauptstütze der Mission und stellten ihn, nach P. Ruggieri's Abgang, an deren Spitze. Er setzte das Werk ganz im Geiste und nach der Methode seines Vorgängers fort. Da die ärmliche Kleidung der Missionäre bisher noch viele angesehene Männer von ihrem Umgang zurückgeschreckt hatte, nahm er, auf den Rath befreundeter Mandarine, die unter den Mandarinen und Gelehrten allgemein übliche seidene Kleidung an, ein Schritt, der anfänglich von andern Missionären mißbilligt, von den Gegnern der Jesuiten hämisch mißdeutet, aber in der Folgezeit von allen Missionären als nothwendig anerkannt und nachgeahmt wurde. Mit der Predigt des Evangeliums ging er äußerst vorsichtig und bedächtig voran. Den Mandarinen, welche ihn aus In-

teresse für mathematische und physikalische Fragen besuchten, leistete er mit zuvorkommender Freundlichkeit, aufmerksamer Beobachtung der Etikette und wissenschaftlicher Gründlichkeit Genüge; hatte er sie so gewonnen, so flocht er philosophische Fragen in das Gespräch ein und suchte für die apologetische Beweisführung des Christenthums Boden zu gewinnen. Erst wenn die Herzen und Geister genugsam vorbereitet waren, erklärte er ihnen die göttliche Sendung und Lehre Jesu Christi.

Ungeachtet dieser weisen Mäßigung und Zurückhaltung wurde die Mission in Tschao-King-Fu durch den Fremdenhaß der Chinesen und die geheime Agitation mehr als einmal mit Auflösung bedroht. So glaubten die Greise der Provinz Canton das Vaterland durch den Thurm bedroht, welchen der Vicekönig den Astronomen zu Tschao-King-Fu neben ihrer Wohnung hatte errichten lassen. Sie schrieben ihm Eroberungszwecke zu und hatten auf ihrer Jahresversammlung nichts Angelegentlicheres zu thun, als in einer Denkschrift die Provincialregierung um Ausweisung der abendländischen Gelehrten zu bitten. „Wir fürchten," hieß es in dieser Denkschrift, „und nicht ohne Grund, daß diese Barbaren ebensoviele Spione sind, welche uns unsere Geheimnisse ablauschen und den Ihrigen verrathen wollen. Es ist vor Allem zu besorgen, daß sie sich allmählich mit denjenigen unserer Nation verbinden, welche Liebhaber von Neuerungen sind, und daß sie dann für das Reich der Mitte zur Ursache irgend eines großen Unheils werden und unser Volk auf der weiten Meeresfläche zerstreuen, wie Fische und Meerschweine. Es ist dieß vielleicht das Unglück, von dem in unsern Büchern geschrieben steht: ‚Ihr habt Dornen und Nesseln in guten Boden gepflanzt; ihr habt Schlangen und Drachen in eure Wohnungen eingeführt.' Macao gleicht der Gefahr eines Geschwürs, welches man an Händen und Füßen aufkommen läßt. Das ist nicht so schrecklich, wenn man rechtzeitig Gegenmittel anwendet. Aber das Übel von Tschao-King-Fu ist ein Geschwür, das schon die Brust und das Herz ergriffen hat; die Vernunft erheischt, daß man die Operation ohne Zögerung vornimmt."

So hoch das Ansehen dieser fanatischen Greise beim Volke war, vermochte es doch nichts gegen den Schutz und die Gunst der Mandarine. Eine ganz in chinesischem Geiste gehaltene Gegenschrift P. Ricci's zerstreute die abergläubischen Befürchtungen des Publikums und verlieh den Missionären neues Ansehen. Dieses stieg noch höher, als der Vicekönig selbst, nebst einem kaiserlichen Commissär und einem zahlreichen Gefolge hoher Staatsbeamten, unter großem Gepränge die Missionäre in ihrer Wohnung besuchte und das höchste Interesse an ihren wissenschaftlichen Arbeiten bekundete. Aber bei dem häufigen Amtswechsel der Mandarine, ihrer launenhaften Willkür, ihrer persönlichen Habsucht und ihrer Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung bot auch solche Gunst dem Missionswerk keinen sehr verläßlichen Stützpunkt, so lange das Christenthum im Mittelpunkt des Reiches keinen Rückhalt fand. Im Jahre 1589 gelüstete den neuen Vicekönig nach dem Hause der Missionäre. Dasselbe wurde ohne Weiteres mit Beschlag belegt, die Missionäre ausgewiesen. Die angebotene Entschädigung von 60 Piastern nahm P. Ricci nicht an, verlangte und erhielt aber ein officielles Zeugniß des Inhalts, daß er und seine Gefährten während ihres Aufenthaltes in Tschao-King-Fu stets gemäß den Landesgesetzen und Landesgebräuchen gelebt hätten und daß keinerlei Vergehen der Grund ihrer Vertreibung sei. Dem Zeugniß waren sogar hohe Lobsprüche beigefügt. Die Missionäre hatten indeß kaum Canton erreicht, als der Vicekönig sie zurückrief und ihnen, nachdem P. Ricci die angebotene Entschädigung angenommen hatte, die Erlaubniß ertheilte, ihre Mission vollständig nach Tschao-Tscheu zu übertragen. In dieser Stadt, dem Sitze eines Unterpräfekten, gedieh dieselbe in kurzer Zeit zu eben so hoher Bedeutung, als zuvor in Tschao-King-Fu. Zahlreiche Gelehrte von Nah und Fern drängten sich um die Missionäre, und einer der hervorragendsten unter denselben, Kiu-Taï-Sse, empfing nach langer, sorgfältiger Vorbereitung die heilige Taufe.

Die Stadt Tschao-Tscheu lag von Peking noch ungefähr so weit ab, wie Münster in Westfalen von Gibraltar, oder Köln am Rhein von dem kleinasiatischen Smyrna. Wohl führte nun eine bequeme Wasserstraße an die Grenze der Provinzen Quang-tong und Kiang-Si, eine lebhaft befahrene Bergstraße über den Mei-ling-Paß, in das schiffbare Flußgebiet des Yang-tse-kiang; diese große Verkehrsader des Reiches aber war schon um das Jahr 605 n. Chr. vom Kaiser Yang-Ti durch prachtvolle Kanalbauten mit dem zweiten Fluß China's, dem Hoang-ho, verbunden worden, und von diesem letzteren führte der gigantische Kaiserkanal Ju-ho bis nach Peking. Dieser Kanal ist wohl das großartigste Ingenieurwerk vor dem 19. Jahrh.; in einer Breite von bald 70, bald mehr als 300 m durchschneidet er hier ganze Hügelrücken, während er dort, künstlich eingedämmt, zwischen massiven Steinwänden über der sumpfigen Ebene dahinströmt; mehr einem Fluß als einem Kanal gleichend, berührt er mit seinen Windungen zahllose Städte, Dörfer und Ortschaften. Auf dem ansehnlicheren Theil dieser ungeheuern künstlichen Wasserstraße, welcher die größten Städte und Flüsse China's verband, herrschte ein so lebhafter Handel und Verkehr, wie nur auf den belebtesten Verkehrsstraßen der modernen Industrie. Unzählige Personenschiffe, Paketbote, Dschunken, Barken, Fahrzeuge aller Größe und Gattung zogen da in nimmerendender Folge, flußauf, flußab an einander vorüber, um dann auf den kleineren Flüssen und Kanälen die große kaiserliche Heerstraße mit den entlegensten Städten und Landschaften in Verbindung zu setzen. Der Staat allein unterhielt auf dem Kanal über 10,000 Kornschiffe, welche die Aufgabe hatten, die theilweise in Getreide und Reis zu entrichtende Steuer von den Provinzen aus nach der Reichshauptstadt zu transportiren. Ein ganzes Heer von Beamten war theils auf dem Kanal, theils an dessen Hauptstationen angestellt, um dieses ungeheure Verwaltungsgeschäft zu besorgen und zu überwachen. Je mehr indeß ein so ausgedehnter Verkehr den Inländern das Reisen erleichterte, desto schwieriger machte er dasselbe dem Ausländer, in welchem der chinesische Volksgeist nur einen Späher und Landesfeind sah. Bis Peking waren so viele Augen zu passiren, daß der Schlauste sich nicht vermessen konnte, incognito bis in die Hauptstadt zu dringen. Für P. Matthäus Ricci mußte sich ein solches Vorhaben nahezu zu einem unausführbaren, hoffnungslosen Wagniß gestalten, als ihm rasch nacheinander (1591 und 1593) seine trefflichen Gefährten, der Portugiese P. Anton von Almeyda und der Römer P. Franz de Petris, dahinstarben und er selbst zeitweilig genöthigt war, den Aufenthalt in Tschao-Tscheu aufzugeben, um nicht der wider ihn aufgestachelten Leidenschaft der Massen als Opfer zu fallen. Er gab jedoch den Muth nicht auf. 1594 erhielt er an dem von Macao aus inzwischen nachgekommenen Genuesen P. Lazarus Cataneo einen Gefährten, dessen Obsorge

er die Missionsstation von Tschao-Tscheu übertragen konnte, und er ergriff nun die erste günstige Gelegenheit, um die Reise nach Peking zu versuchen. Eine solche bot sich im folgenden April 1595.

Von derselben Neugier geleitet, welche den Missionären schon die Bekanntschaft und Gunst so vieler ansehnlicher Männer gewonnen hatte, verlangte ein hochstehender Mandarin aus Peking auf der Durchreise durch Tschao-Tscheu die Karten, Bücher und physikalischen Apparate des abendländischen Gelehrten zu sehen. Er ward durch das, was er sah, wie durch das Wissen und die zuvorkommende Freundlichkeit Ricci's rasch eingenommen und zog denselben zu Rathe wegen der Krankheit seines Sohnes, welche ihn eigentlich auf seiner Reise aufgehalten hatte. Die von P. Ricci verordnete Kur schlug an, aber langsam. Da der Mandarin auf Beschleunigung drang, stellte ihm der Missionär vor, daß eine solche nun einmal nicht möglich, daß er aber seinerseits bereit wäre, mit nach Peking zu reisen, um für die gänzliche Herstellung des Patienten zu sorgen. Freudig willigte der Mandarin ein, und P. Ricci reiste mit ihm. Bevor sie indeß die Grenzen der nächsten Provinz, Kiang-Si, erreicht hatten, erlitten die Reisenden so viele Unfälle, daß der Mandarin, nicht frei vom dunkelsten Aberglauben, vollständig an seinem Reisearzt irre ward und auf dessen Begleitung verzichtete. Trotz der inständigsten Bitten ward dieser verabschiedet, und nur mit großer Mühe erhielt er einen Paß nach Nanking nebst Empfehlungsschreiben an die dortigen Civil- und Militärbehörden. Mit Sprache, Sitten und Gebräuchen des Landes vollkommen vertraut, setzte P. Ricci die Reise allein fort und kam auf der erwähnten Wasserstraße glücklich nach Nan-Tschang-Fu, der Hauptstadt von Kiang-Si, und von hier nach Nanking. Daselbst nahm er in einer der Vorstädte eine bescheidene Miethwohnung, und als sich herausstellte, daß einer der höchsten Beamten der Stadt, der Großmandarin Hiu, einer seiner früheren Bekannten aus Canton war, machte er ihm seine Aufwartung und hoffte durch ihn eine förmliche Aufenthaltsbewilligung zu erlangen. Hiu war in der That über das Zusammentreffen hocherfreut; aber das Gesuch des Missionärs machte bald aller Freundschaft ein Ende. Durch und durch Chinese, erbebte der Mandarin vor der Gefahr, welche der einem Fremden gewährte Schutz seiner Stellung bringen könnte, und beschloß, durch energisches Einschreiten gegen seinen ehemaligen Freund allen etwaigen Ausbrüchen des Volksunwillens zuvorzukommen. Er ließ die Wohnung umzingeln, P. Ricci festnehmen, den Besitzer der Wohnung mit Bambusstreichen bis auf's Blut mißhandeln und zwang ihn unter Androhung des Todes, dem Fremden jede fernere Beherbergung aufzukünden. Freundlos und schutzlos in der großen Stadt, sah sich der Glaubensbote genöthigt, wieder nach Nan-Tschang-Fu und von hier nach Tschao-Tscheu zurückzukehren. Fruchtlos blieb sein gefahrvoller Versuch übrigens nicht. Er gewann in Nan-Tschang-Fu mächtige Freunde und konnte um Weihnachten 1595 daselbst eine Mission gründen, welche er dem eben aus Indien angelangten P. João Soerio übergab.

Chinesische Barke.

Schon im folgenden Jahr 1596 erneuerte er den Versuch, nach Peking zu gelangen. Während seiner Thätigkeit in Tschao-Tscheu hatte er nämlich die Bekanntschaft eines kaiserlichen Commissärs, Namens Kuang, gemacht, welcher in Amtsgeschäften nach der Insel Hai-men reiste. Aus dem „Reichsanzeiger" (die Chinesen hatten schon damals eine officielle Zeitung) ersah er nun, daß Kuang inzwischen zum Vorsitzenden des obersten souveränen Tribunals der Ämtervertheilung (Li-Pu) in Peking ernannt worden sei, ließ ihm auf der Durchreise durch P. Cataneo auf's Zuvorkommendste gratuliren, traf ihn selbst in Nan-Tschang-Fu und erhielt von ihm die Erlaubniß,

ihn persönlich nach Peking begleiten zu dürfen, wo er eine Anstellung am Tribunal der Mathematik erhalten und an der Verbesserung des Kalenders arbeiten sollte. In Nanking, wo er sich von dem Gefolge des Mandarins trennen mußte, wurde er als Fremder erkannt. Ein Volksauflauf entstand und nur durch die Berufung an Kuang ward er dem wüthenden Haufen entrissen. Bei der Abreise aus Nanking durfte er sich dem Großmandarin wieder anschließen, machte in dessen Gefolge die weite Fahrt auf dem Kaiserkanal und gelangte glücklich nach Peking. Dort schienen sich anfänglich glückliche Aussichten zu öffnen. P. Ricci erhielt bei den höchsten Hofbeamten Audienz, die Uhren und sonstigen Seltenheiten, die er mit sich brachte, erweckten große Neugier. Aber alle günstigen Aussichten zerschlugen sich dießmal an dem Aberglauben des obersten Eunuchen, welcher den Missionär als Alchymisten ansah und von ihm in allem Ernst verlangte, er solle aus unedlen Metallen „Gold machen", um der kaiserlichen Kasse in dem Kriege gegen Japan aufzuhelfen. P. Ricci erklärte unumwunden, daß er diese Kunst nicht verstehe, und büßte dadurch alle Gunst ein. Bald verbreitete sich das Gerücht, er sei nichts weiter als ein japanesischer Spion. Der Mandarin Kuang, der eben nach Nankig zurückreiste, erbot sich, ihn dahin mitzunehmen, und obwohl P. Ricci diesen Antrag ablehnte, wurde er doch bald durch Geldmangel und sonstige Ungunst der Verhältnisse gezwungen, ihm auf einer armseligen Dschunke zu folgen.

So war die Ausführung des großen Planes abermals

Ein Reisewagen in Petscheli.

vereitelt. Doch führte dieser zweite Versuch, ähnlich wie der erste, zu einem nicht unbedeutenden Erfolge von bleibendem Werth, nämlich zur Gründung einer Mission in Nanking, zu welchem Zweck P. Ricci auch den P. Cataneo dahinberief. Der Schutz des Großmandarins Kuang verschaffte den zwei Europäern hohes Ansehen: ihre wissenschaftlichen Bestrebungen schaarten einen großen Kreis von Gelehrten und Mandarinen um sie, und eine siegreiche Disputation P. Ricci's mit einem Bonzen von der Sekte der Vernunft (Lao-sse) legte den Keim der Bekehrung in Vieler Herzen. Der Erste, welcher hier übertrat, war ein Militärmandarin, welcher in der Taufe den Namen Paul erhielt. Ihm folgte sein Sohn und darauf die ganze Familie. Das bescheidene Oratorium der europäischen Mathematiker wurde von zahlreichen Katechumenen und Heiden besucht.

Nachdem P. Cataneo in Macao eine ansehnliche Sammlung europäischer Gemälde, Vasen, Linnenstoffe, Uhren, Karten, Spiegel, mechanischer und optischer Instrumente geholt hatte, welche als Geschenke bei Hofe dienen konnten, unternahm Li-Ma-Töu-Si-Tai (so wurde P. Ricci von den Chinesen genannt) im Anfang des Jahres 1600 seine dritte Reise nach Peking. Die Anregung dazu gab ein Beamter aus Peking, welcher die europäischen Wunderdinge in Augenschein genommen hatte und versicherte, die Kunde davon sei bereits nach Hofe gedrungen. Einer der ersten Eunuchen des Palastes, welcher den Seiden-Tribut aus dem Süden nach Peking zu bringen hatte, stellte

P. Ricci eine der ihm zu Gebote stehenden sechs kaiserlichen Dschunken zur Verfügung und geleitete ihn und P. Didacus Pantoja mit der zuvorkommendsten Artigkeit den Kaiserkanal hinab in die Stadt Tsing-Ning, wo sie von dem Vicekönig glänzend aufgenommen wurden. Etwas unterhalb Tsing-Ning aber lieferte er sie mitsammt ihren Geschenken verrätherischer Weise in die Hände eines gewaltthätigen Höflings, des Eunuchen Ma-Tang, welcher sie gefangen nach Tien-Tsin führte und von dort um Verhaltungsbefehle nach Peking schrieb. Die Absicht des gewaltthätigen Räubers war, die Missionäre so lange festzuhalten, bis man in Peking die Sache vergessen hätte, dann die Missionäre nach Macao zurückzuschicken und die für den Kaiser bestimmten Geschenke sich selbst anzueignen. Umsonst bemühte er sich indeß, die Missionäre durch Drohungen und Ausstreuung aufreizender Gerüchte dazu zu bewegen, die Geschenke im Stich zu lassen. Nachdem sie nahezu ein halbes Jahr mit standhaftem Gottvertrauen in enger Haft geschmachtet hatten, erinnerte sich der Kaiser selbst der Note, welche von Seiten Ma-Tangs an ihn gelangt war, und verlangte die Wunderglocke zu sehen, die von selbst die Stunden anzeigte. Als sich herausstellte, daß der abendländische Fremde mit der Wunderuhr noch in Tien-Tsin verweile, sandte der Kaiser einen Boten dahin ab, und da es eben Winter und der Kaiserkanal zugefroren war, stellte man den Fremden acht Pferde und 30 Lastträger zur Verfügung.

Im Januar 1601, nahezu fünfzig Jahre nach dem Tode des hl. Franz Xaver, nach siebzehnjähriger eigener Thätigkeit in China und nach zweimal gescheitertem Versuch, zog P. Ricci endlich in den Kaiserpalast zu Peking ein und erfüllte den großen Plan, mit welchem der Apostel von Indien aus diesem Leben geschieden. Es war einer der merkwürdigsten Triumphe, welche die Missionsgeschichte überhaupt zu verzeichnen hat, ebensosehr ein Werk planmäßiger Thätigkeit, als heldenmüthigsten Gottvertrauens, vorbereitet und ermöglicht durch unermüdliche wissenschaftliche Arbeiten von staunenswerthem Umfang, vollendet und geheiligt durch den reinsten Seeleneifer und die Feuerprobe zahlloser Leiden.

Auch dießmal fehlte es indessen keineswegs an Widerwärtigkeiten. Der Hof des Kaisers Wang-Liè stand unter dem Einfluß eines zahlreichen Heeres von Eunuchen, in deren schmählichen Eifersüchteleien, Ränken, Gewaltthätigkeiten und habsüchtigen Bestrebungen der größere Theil der Tagespolitik aufging, während ein steifgedrilltes Beamtenheer die zahlreichen Tribunale und Bureaux der Kaiserstadt überfluthete und mit den jeweiligen Günstlingen des Allherrschers über Competenz und Etikette, Gewohnheitsrecht und Sitte, die Bilanzen der Reichsrechnung und die Besetzung der Reichsämter sich zankend in den Haaren lag. Der Kaiser selbst, ein schwacher Monarch, regierte so gut wie gar nicht, und gab, um keine Zeit für seine Unterhaltungen zu verlieren, nicht einmal mehr die großen, durch das Hofceremoniell vorgeschriebenen Audienzen. Da die Macht der Sitte nicht erlaubte, diese Aufwartungen abzuschaffen, wurden sie mit ängstlicher Beobachtung des Ceremoniells in einem viele tausend Menschen fassenden Saale, in Gegenwart sämmtlicher Hofbeamten, vor dem leeren Throne genacht.

In dieses Nest sklavischer Menschenvergötterung und elender Kabale das Evangelium der Demuth und des Kreuzes zu tragen, war menschlicherweise ein noch fast hoffnungsloseres Unternehmen, als die Reise nach Peking. Kaum angekommen, erregten die Missionäre schon die Eifersucht der Stadtbeamten von Peking, welche es den Höflingen nicht gönnten, so merkwürdige Geschenke an den Hof gebracht zu haben; sie wurden von einer Truppe Polizisten in ihrer Wohnung aufgegriffen, mit einem Strick um den Hals vor Gericht geschleppt und zur Verantwortung an das Kolonialamt (Ly-Fan-Yum) gewiesen. Erst nachdem P. Ricci durch kluge Beantwortung der gemachten Vorwürfe die Eifersucht des Kolonial-Mandarins einigermaßen beschwichtigt hatte, wurden die beiden Missionäre gewürdigt, im Anschluß an eine mohammedanische Gesandtschaft aus Tibet und Kaschmir, erst dem leeren Thron im Kaiserpalast und dann dem Premierminister ihre Aufwartung zu machen. Dieser letztere empfing sie mit großer Höflichkeit, unterbreitete aber sofort nach ihrem Empfang dem Kaiser eine Ordre, welcher zufolge die Fremden mit Verdankung ihrer Geschenke und freigebiger Erwiederung derselben nach Canton zurückgeschickt werden sollten. Der Kaiser gab keine Antwort. Nach einem Monat ward der Vorschlag wiederholt. Wieder keine Antwort. Auf den Rath einiger Freunde, welche in dem Stillschweigen des Kaisers nicht ohne Grund eine allerhöchste Mißbilligung des gemachten Vorschlags erblickten, reichte P. Ricci selbst beim Kaiser ein Gesuch ein, in Peking bleiben zu dürfen. Schon nach wenigen Tagen erhielt er durch einen hohen Würdeträger den officiellen Bescheid, daß der Kaiser selbst ihn ermächtige, in Peking zu wohnen, daß es Se. Majestät nur ungern sehen würden, wenn er das Land oder auch nur die Hauptstadt verließe, daß ihm fürder aus dem Staatsschatz eine monatliche Pension ausgezahlt werden sollte, welche ihn in den Stand setzte, mit seinen Angehörigen und Begleitern standesgemäß zu leben. So hatten die Geschenke denn doch gewirkt. Besonders waren es die europäischen Uhren, welche das Interesse des Kaisers und des ganzen Hofes auf's Lebhafteste erregten. Drei Hofbeamte wurden damit betraut, sie aufzuziehen, und dieses Geschäft förmlich zum Hofamt erhoben. Der Kaiser selbst vernarrte sich so sehr in die kleinen Tse-ming-tschung (Glocken, die von selber schlagen), daß er sie seiner Mutter auf deren Bitten erst zusandte, als sie abgelaufen waren, damit diese dieselben ja langweilig finden und bald zurückschicken möchte, eine List, die ihm bestens gelang. Bei solcher Huld des Kaisers war es für die betreffenden Palastbeamten eine Lebensfrage, die Europäer in Peking zu behalten. Denn was wollten sie anfangen, wenn die Uhren etwa stillstanden und der Mechanismus versagte? Bevor noch dieser Fall wirklich eintraf, überzeugten sie sich schon im Gedanken an dessen Möglichkeit von der Unentbehrlichkeit P. Ricci's. So kindisch und lächerlich auch die Liebhaberei erscheinen mag, auf welche die Gunst des Kaisers für die europäischen Missionäre sich gründete, diese Gunst war mächtig und fest genug, um dem Fremdenhaß in den officiellen Kreisen der Beamten wie in der Volksmeinung entscheidenden Widerstand zu bieten. Wie ein Lauffeuer drang die Nachricht davon durch die Stadt und durch das Reich, umgab die schon als Gelehrte hochgeachteten Missionäre in Nanking, Nan-Tschang-fu und Tschao-Tscheu mit dem Ansehen kaiserlicher Gewogenheit und sicherte gleichzeitig, wie in der Reichshauptstadt, auch in diesen drei wichtigen Städten die Predigt des Evangeliums und die einflußreiche Stellung seiner Verkünder.

In Peking selbst wurde P. Ricci, sobald die kaiserliche Verfügung bekannt geworden, von den Mandarinen aller Rangstufen mit Artigkeitsbezeugungen und Zuvorkommenheiten

überschüttet. Man machte ihm feierliche Besuche, gab ihm Bankette, bereitete ihm Ovationen der verschiedensten Art; Jedermann wollte sein Freund sein. Mochten auch unter den Höflingen und Palastbeamten viele sich finden, welche sich nur für die europäischen Luxusgegenstände, Gemälde u. dgl. interessirten, und andere, welche nur die Gunst des Kaisers zu ihren Artigkeiten bewog, so fehlte es unter den höheren Würdeträgern und Staatsbeamten doch auch nicht an solchen, welche weit mehr des Missionärs Wissen und gelehrte Bildung an sich zog. Mathematiker und Astronomen, Geschichtsschreiber und Geographen, Philosophen und Juristen drängten sich zu ihm, um sich mit ihm über wissenschaftliche Fragen ihres Faches zu besprechen, da er nicht nur viel Neues aus dem Abendlande mitzutheilen wußte, sondern auch in hohem Grade mit der chinesischen Literatur und Wissenschaft vertraut war. Einige der Hervorragendsten unter ihnen rechneten es sich zur Ehre an, ihm bei seiner eigenen schriftstellerischen Thätigkeit, welche er schon in Tschao-Tscheu begonnen hatte und nun eifrigst fortsetzte, behilflich zu sein. Besondere Sorgfalt verwandte er auf Ausarbeitung seines schon früher angefangenen Katechismus. Abermal und abermal feilte er ihn durch, um ihm durch vollkommenste Genauigkeit und Schönheit des Stils die Anziehungskraft eines classischen Buches zu verleihen. Erst als ihn ein Mitglied der Akademie der Han-Lin (der Reichsannalisten) wiederholt dazu drängte, gab er das heute noch wegen seiner stilistischen Vorzüge geschätzte Buch heraus. Die andern Missionäre, deren Zahl sich in den Jahren 1604 bis 1607 um elf vermehrte, ahmten dieses Beispiel nach, zogen durch mathematische und geographische Publikationen das gelehrte Publikum an sich und streuten durch gediegene katechetische und apologetische Schriften den Samen des Evangeliums aus. Schon in die erste Zeit der Anwesenheit P. Ricci's zu Peking fällt die Bekehrung des berühmten chinesischen Gelehrten Li-Paul, welcher bald eine bedeutsame Stütze des Christenthums werden sollte. Sein feierliches Bekenntniß vor dem Empfang der heiligen Taufe, welches uns P. Trigault aufbewahrt hat, beginnt mit folgenden Worten:

„Ich sündiger Mensch, Li-Paul, verlange von ganzem Herzen und mit vollster Aufrichtigkeit, das hochheilige Gesetz Jesu Christi zu umfangen. Deßhalb erhebe ich, so gut ich kann, meine Seele zu dem Herrn des Himmels und beschwöre ihn, mein Gebet nicht zu verwerfen. — Ich armer, sündiger Mensch bekenne also, daß ich, in dieser kaiserlichen Stadt Peking geboren, während der früheren Jahre nicht von dem Gesetze des wahren Gottes habe sprechen hören, noch Verkündiger der heiligen Lehre getroffen habe. So irrte ich in all' meinen Werken, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wie ein blinder und thörichter Mensch in Mitte der Finsterniß. Zu meinem Glücke habe ich vor Kurzem Männer von weit verbreitetem Rufe und hoher Vollkommenheit kennen gelernt. Sie sind gebürtig aus dem Abendlande und heißen Matthäus Ricci und Didacus Pantoja. Von ihnen habe ich das hochheilige Gesetz Jesu Christi erhalten und sie haben mir erlaubt, sein heiliges Bild zu schauen und zu verehren. Dann ward es mir gewährt, meinen himmlischen Vater kennen zu lernen und das Gesetz, das er gelehrt hat zum Heile der Welt. Warum sollte ich mich scheuen, aus ganzer Seele dieses göttliche Gesetz anzunehmen, zu befolgen und zu beobachten? — Aber ich nehme wahr, daß ich, von der Zeit meiner Jugend an bis zu diesem meinem 43. Jahre, in Unwissenheit und Finsterniß versunken, in zahllose Irrthümer und Sünden gefallen bin. Ich flehe darum zum Vater der Erbarmungen, mir Gnade und Barmherzigkeit angedeihen zu lassen und mir zu verzeihen meine Betrügereien, meine Unlauterkeiten, meine üblen Nachreden, meine Verläumdungen, meine freventlichen Worte, meine verkehrten Wünsche und alle meine übrigen Sünden, groß und klein, die ich vorsätzlich oder aus Unachtsamkeit begangen habe. Ich nehme mir vor, in Zukunft, von dieser Stunde an, da ich die heilige Taufe erhalten haben werde, mich zu bessern und die Sünde zu meiden. Ich werde den Herrn des Himmels im Geiste und in der Wahrheit anbeten, ich werde mir Mühe geben, die zehn Gebote zu halten."

Welch' ein Schauspiel bot ein solches Bekenntniß an dem ebensosehr durch Eitelkeit und Nationalstolz, als durch weichliche Genußsucht entwürdigten Hofe!

Dem Beispiele dieses hervorragenden Mannes folgten bald zwei Mitglieder des angesehenen Collegiums, welchem die Führung der Reichsannalen oblag und welches zur höchsten Akademie der Han-Lin gehörte. 1605 trat ein Prinz der kaiserlichen Familie zum Christenthum über. Ihm folgte noch im selben Jahre sein älterer Bruder nebst zwei Vettern; die drei erhielten zum Andenken an das Geheimniß der Epiphanie die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar. Auch die Mutter der zwei Prinzen begehrte nun die Taufe und ihre Bekehrung zog diejenige ihres ganzen Hofhaltes nach sich. In demselben Jahr 1605, also nach bloß vierjähriger Thätigkeit, belief sich die Zahl der Neophyten in Peking auf mehr als 200. P. Ricci konnte nicht nur eine Schule errichten, welche sich allgemeiner Achtung erfreute, sondern auch eine Pflanzschule seines Ordens, welche für das weite Missionsfeld einen inländischen Klerus heranbilden sollte. Im Jahre 1605 traten die ersten zwei Chinesen in das eröffnete Noviziat, 1610 folgten ihnen schon vier andere, eine nicht zu verachtende Zahl, wenn man die Vorsicht erwägt, welche bei Aufnahme der Neubekehrten innegehalten werden mußte, und die hohen Anforderungen, welche die Mission in wissenschaftlicher wie religiöser Hinsicht an ihre Arbeiter stellte.

Welche Bedeutung aber das Aufblühen des Christenthums in der Hauptstadt für die Provinzen hatte, wurde schon angedeutet. Zwar war das Volk hier ebenso wenig wie in Peking zu Massenbekehrungen reif; aber die Missionäre hatten hier schon länger gewirkt, zahlreichere Bekannte und Freunde erworben, viele Katechumenen im Stillen vorbereitet, und es bedurfte nur der guten Nachrichten aus Peking, um die Hemmnisse eitler Menschenfurcht vielfach aus dem Wege zu räumen und der Entwicklung blühender Christengemeinden freien Spielraum zu gewähren. Durch die Missionen in Tschao-Tscheu, Nan-Tschang-Fu und Nanking war die große Heerstraße des Reiches zwischen Canton und Peking an ihren bedeutendsten Plätzen besetzt und zwischen Macao und der Reichshauptstadt selbst eine Verbindungslinie gezogen. Wie P. Ricci die erste Niederlassung auf dem Festlande hatte gründen helfen, so hatte er der Reihe nach auf seinen mühsamen Reisen jene Mittelpunkte des künftigen Missionswerkes erobert. Als Oberer leitete er nun von Peking aus das Ganze und war mehr als einmal im Stande, Schwierigkeiten, welche sich seitens buddhistischer Fanatiker und übermüthiger Mandarine erhoben, durch seinen Einfluß und sein Ansehen glücklich zu beseitigen, während seine Erfahrung, sein Wissen und seine Tugend den unter ihm stehenden Missionären zugleich als Vorbild und mächtige Hilfe dienten. Er hatte Bahn gebrochen. Seine Methode hatte sich nicht nur als haltbar, sondern als die einzig mögliche und zweckgemäße erwiesen. „Ich lasse euch vor dem offenen Thor zu großen Verdiensten,"

konnte er sterbend seinen Mitbrüdern sagen, „aber nicht ohne große Mühen und Gefahren.“

„Meine Väter,“ sagte er ebenfalls in den letzten Tagen seines Lebens zu seinen Genossen, „wenn ich über die Mittel nachdenke, durch welche ich am besten den Glauben unter den Chinesen verbreiten könnte, so finde ich kein besseres und wirksameres, als meinen Tod.“ In der That, so sehr er auch die Hauptlast des gewaltigen Werkes auf seinen Schultern trug, so war dasselbe doch, Dank seiner 27jährigen Thätigkeit, so fest begründet, daß sein Hinscheiden dessen Fortdauer nicht in Frage rief. Ja sein Tod trug wirklich dazu bei, der festgegründeten Mission die sicherste Gewährleistung zu verschaffen. Nachdem er nämlich am 11. Mai 1610 friedlich im Herrn entschlafen war, gewährte der Kaiser den Missionären auf Bitte des P. Didacus Pantoja nicht nur die Erlaubniß zu einer glänzenden Leichenfeier, sondern schenkte ihnen eine große, dem Fiskus anheimgefallene Pagode zu ihrer bleibenden Wohnstätte. Die Leichenfeier P. Ricci's wurde zu einem wahren Triumphzug des Christenthums. Christen aus den entlegensten Missionen trafen dabei mit den höchsten Würdeträgern des Reiches und der Stadt Peking zusammen. Ein von den Bonzen angezettelter Volksauflauf, welcher den Missionären ihre neue Wohnung entreißen sollte, diente nur dazu, ihre Gunst beim Hof und bei den Magistraten vor der ganzen Bevölkerung um so glänzender zu zeigen, indem ihnen nachdrücklicher Schutz zu Theil ward. Fast eben so heilig aber, wie der Schutz des Kaisers, war den

Die Fabrikation des Palmöles an der afrikanischen Westküste.

Chinesen das Recht der Todten. Der im Leben von ihnen hochgefeierte Missionär galt ihnen fürder noch für verehrungswürdiger in seinem Grabe, und diese ehrwürdige Grabstätte vervollständigte und besiegelte das Bürgerrecht, welches er dem Christenthum im Reiche der Mitte erobert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionsgeschichte von Senegambien.

(Fortsetzung.)

5. Joal.

Nach Dakar war Joal der erste Posten, den die Missionäre in Senegambien bezogen und den sie unter tausend Schwierigkeiten am eifrigsten zu behaupten suchten, obgleich sie doch mehr wie einmal auf dem Punkte waren, das ungastliche Land völlig zu verlassen.

Die Schwierigkeiten kamen hauptsächlich von den barbarischen Königen von Sine, denen Joal zinspflichtig war.

„In Europa ist es unmöglich," schreibt ein Missionär, „sich eine Idee davon zu machen, wie unsere kleinen afrikanischen Tyrannen ihre königliche Macht auszuüben wissen; die vollständigste Willkür ist ihr einziges Gesetz. Eine Rotte von Soldaten, die berüchtigten Tiedos, oder Sklaven der Krone, sind die Vollstrecker des Gesetzes. Diese Raub- und Mordbande macht von Zeit zu Zeit ihre Ausflüge in die einzelnen Dörfer, und unter dem Vorgeben, die königlichen Steuern einzutreiben, verwüsten und plündern sie auf die entsetzlichste Weise — ein wahrer Heuschreckenschwarm. Kein Wunder, daß die armen Neger bei ihrem Nahen erzittern und beben wie bei dem Einfall einer feindlichen Armee. Joal reizte um so mehr die Beutegier dieser Banden, als hier der französische Handel eine Niederlassung gegründet hatte und somit immer ein Vorrath von jenen Waaren vorhanden war, welche hauptsächlich Werth in den Augen dieser Völker haben. Daß die Missionäre bei solchen Einfällen nicht unbehelligt blieben, versteht sich; bemerkenswerth ist nur, daß die Tiedos sich den katholischen Priestern gegenüber nicht mit der gewöhnlichen Plünderung begnügten, sondern, vielleicht aus angeborenem Haß, auch an den Personen sich nicht selten vergriffen."

So dauerten die Verhältnisse mehrere Jahre lang. Beim König war keine Hilfe zu finden, die Franzosen waren noch zu schwach in Senegambien, um thatkräftig einzugreifen, und so mußte man sich gedulden und vertrösten. Nicht einmal konnte man ein irgendwie anständiges Haus oder Kapellchen errichten, denn weder die Franzosen noch auch die Eingeborenen durften bei schwerer Strafe eine Wohnung mit Fundamenten haben, weil der König jeden derartigen Bau als eine Unabhängigkeitserklärung angesehen hätte. Hier wie überall kam erst Hilfe für die Missionäre mit dem siegreichen Vorgehen des Gouverneurs Faidherbe. Nachdem dieser im Norden und Osten Ruhe und Sicherheit geschafft, wandte er sich auch dem südlicheren Theil und der eigentlichen Küste zu. Joal erregte sofort als einer der wichtigsten Punkte in strategischer und

Transport des Palmöles an der afrikanischen Westküste.

merkantilischer Beziehung seine ganze Aufmerksamkeit. Kaum zeigte er sich mit einer Abtheilung seiner siegreichen Truppen, als auch die früher so kecken und frechen Tiedos sich furchtsam zurückzogen, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen. Joal wurde also für französisches Land erklärt und zum Schutze der Kaufleute und Missionäre eine kleine militärische Station errichtet.

Nun konnte man auch an den Bau einer Kirche denken, zu welchem Zweck die Vorsehung bereits eine Summe Geldes besorgt hatte. Am 1. Mai 1862 machte sich Msgr. Kobes mit einem Missionär und drei Laienbrüdern von Dakar auf den Weg nach Joal, um den ersten Stein der neuen Kirche zu segnen. Die Überfahrt geschah an Bord eines kleinen Küstenfahrers, und dabei zeigte sich der Schutz Mariä zu Gunsten ihrer Missionäre in einer auffallenden Weise.

Das Schiff trug nicht nur die nöthigen Werkzeuge und einen Theil der Materialien für den Bau, sondern außer den genannten Missionären auch noch ein Dutzend Maurer aus Gorée. Schon war das Fahrzeug auf dem hohen Meere und segelte flott voran, als einer der Maurer, der des Guten beim Abschiedstrunke zu viel gethan hatte, in den unteren Schiffsraum steigen wollte, um seinen Rausch besser zu verschlafen. Während er sich aber durch mehrmaliges Wälzen einen bequemeren Platz suchen will, entzünden sich durch die Reibung einige Zündhölzchen, die er lose in der Tasche trug, und theilen sofort das Feuer seiner leichten Bekleidung mit. Vor Schrecken außer sich, eilt der Unglückliche mit seinen brennenden Kleidern auf das Verdeck. Aber o Schrecken! Während der Mann unten geschlafen, hatte man auf dem Verdeck eine beunruhigende Entdeckung gemacht. Die Fässer, auf denen die Passagiere saßen und die sie für Cementfässer gehalten, waren mit Pulver gefüllt. Zu dieser Entdeckung war man dadurch gekommen, daß eines der Fässer geplatzt war und sein gefährlicher Inhalt sich über das Verdeck verstreute. Noch war man beschäftigt,

das herumliegende Pulver sorgsam zu sammeln, als der Unglückliche funkensprühend auf das Verdeck stürzte. Alle Zuschauer waren im ersten Augenblicke starr vor Entsetzen — ein einziger Funken auf das zerstreute Pulver, und das Feuer hätte unmittelbar seinen Weg zum zerplatzten Faß gefunden — für das Schiff und die Mannschaft wäre keine Rettung mehr gewesen. Glücklicherweise sprangen einige Neger noch rechtzeitig dem Brennenden entgegen, hielten ihn am andern Ende des Schiffes fest und löschten oder erstickten bald die Flammen unter ihren Kleidern. Die Reise wurde nun ohne weitere Gefahr fortgesetzt. Am Abend legte das Schiff vor Joal an und am anderen Morgen fand in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge und einer Abtheilung Soldaten die Weihe des ersten Steines statt. Über diesem geweihten Stein sollten bald ganz andere ruhen. Die Sache ist seltsam genug.

Joal ist für die ganze Westküste wie ein heiliges Bollwerk des Aberglaubens und Fetischismus. In der Nähe stehen mehrere der berühmtesten Fetisch-Bäume, unter denen durch allerlei geheimnißvolle Ceremonien die Geister beschworen werden. Einer der Hauptgegenstände des heidnischen Cultus aber waren einige im Sande vergrabene Steine, an denen nach dem Aberglauben des Volkes das Wohl und Wehe des Landes geknüpft war. Während nun die Missionäre mit dem Ausgraben der Fundamente für ihre Kapelle beschäftigt waren, gingen aus eigenem Antrieb einige Heidenkinder hin, scharrten die Zaubersteine aus dem Boden und brachten sie im Triumph den christlichen Bauleuten, welche nichts Eiligeres zu thun hatten, als diese heidnischen Talismane in die Grundmauer des neuen Gotteshauses zu fügen. Aber nicht bloß die heidnischen Kinder nahmen den regsten Antheil an dem Kapellenbau, sondern auch die erwachsenen Mohammedaner und Heiden. Unter den Arbeiterinnen machte sich besonders eine durch ihre Emsigkeit bemerklich. Es war die ehemalige Amme des Königs von Sine, und sie genoß als solche im ganzen Lande eine große Achtung und nicht geringes Ansehen. Kein Wunder, daß sich bald auch das übrige Volk den Missionären gerne dienstbar erwies und sogar uneutgeltlich für sie arbeitete. Mittags war es gar keine Seltenheit, zu sehen, wie aus verschiedenen Hütten die Frauen herbeikamen, schwere Kürbisse voll Reis, Kuskus, Maniok und anderer Nahrungsmittel auf dem Kopfe tragend. So brauchten die Missionäre nicht einmal für die Beköstigung der vielen Arbeiter zu sorgen, und hatten fast einzig die Überwachung und Leitung des Werkes sowie die Herbeischaffung des nöthigen Materials zu bestreiten. Die Steine und der Kalk mußten meistens zur See herbeigeschafft werden, und diese Fuhren wären noch immerhin theuer genug zu stehen gekommen, wenn nicht auch hier die unerklärliche Großmuth der Joalesen der Armuth der Missionäre zu Hilfe gekommen wäre. Einzelne der reicheren Einwohner machten umsonst, der Eine mehr, der Andere weniger, Frachtfuhren; besonders aber that sich ein Muselmann, Namens Maran, hervor. Dieser hatte soeben einen ganz neuen Küstenfahrer erworben, und bat die Missionäre, sie möchten ihm erlauben, daß die erste Reise des Schiffes für die neue Kapelle geschehe. Msgr. Kobes gestattete ihm dieses nicht nur mit Freuden, sondern wollte auch zum Danke das Fahrzeug nach kirchlichem Ritus einsegnen. Darüber war der Kaufmann so glücklich, daß er sofort dem Bischofe versprach, sich im Glauben unterrichten zu lassen und das Schiff zum Dienst der Mission zu schenken. Die allgemeine Dienstfertigkeit war um so bewundernswerther, als die Arbeiten gerade in die Zeit der Ernte fielen, wo die armen Leute schon hinreichend mit der Bereitung und Versendung ihres Palmöls beschäftigt waren [1].

So stieg denn die Kapelle rasch empor, und nach einigen Monaten konnte man schon zur feierlichen Einweihung schreiten. War das ein Schauspiel für die armen Heiden, als eines Abends ein Schiff vor Joal landete und eine Bande schwarzer Musikanten mit ihren glänzenden Instrumenten an's Ufer stieg, sich ordnete und dann eine hier wohl nie vernommene Harmonie in die stille Abendlandschaft hinein erklingen ließ. Es waren die Zöglinge der Missionäre aus Dakar, welche zur Erhöhung der Festfeier herbeigekommen waren und nun die ganze Aufmerksamkeit dieses einfachen Volkes erregten. Schon gleich der Erfolg des ersten Stückes, welches die Ankömmlinge als Festgruß spielten, war so groß, daß die braven Leute versprachen, einen ganzen Tag länger für die Mission arbeiten zu wollen und ihren Eifer noch zu verdoppeln, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit ein ähnliches Ständchen bringen würde.

Die Kunde von der Ankunft der Musiker verbreitete sich in der ganzen Umgegend, und als am folgenden Tage die Einweihung vor sich gehen sollte, war es kaum möglich, in die Kapelle zu dringen, so überfüllt war sie schon längst vor der festgesetzten Stunde. Mit Neugierde, Staunen und Ehrfurcht folgten diese armen Heiden den schönen Ceremonien der Segnung, welche auf sie einen um so günstigeren Eindruck machte, als ihre eigenen religiösen Handlungen in allerlei häßlichem, fratzenhaftem Hokuspokus bestehen. Als nun aber der Bischof nach Beendigung der Feier den Musikern befahl, dem massenhaft versammelten Volk ein kleines Concert zu geben, kannte natürlich die Freude und das Staunen keine Grenzen mehr. Mit Augen, Mund und Ohren schienen sie die Töne zu verschlingen, konnten nicht mehr ruhig stehen und gaben ihrem Jubel durch Händeklatschen und Freudenschreie rückhaltlosen Ausdruck. Kaum waren die letzten Klänge verstummt, so stürzten sich diese Naturkinder auf die Musikanten, besahen sich ehrfurchtsvoll die Instrumente und wagten sogar, anfangs freilich etwas schüchtern, diese niegesehenen Zauberrohre zu betasten und zu streicheln. Was jedoch am meisten ihre

[1] Für die ganze tropische Westküste Afrika's ist wohl kein Baum von so großer Bedeutung als die sogenannte Ölpalme (Elaeis guineensis). Der Handel mit Palmöl ist gegenwärtig an die Stelle des früheren Sklavenhandels getreten und die Negerhäuptlinge behalten jetzt ihre Gefangenen, um das vom europäischen Handel gesuchte Palmöl zu bereiten. Die Ölpalme trägt jährlich zwei oder drei große Büschel ihrer Früchte, die äußerlich einer großen Kirsche nicht unähnlich sind und wie diese aus einem Kern und einer äußern Fruchthülle bestehen. Zur Zeit der Reife schüttet man sie in flache Gruben und läßt sie darin von den Sklaven mit den Füßen zertreten, bis sich die Hülle vom Steinkern getrennt hat. Dann übergießt man das Ganze mit Wasser und sammelt das gelbliche Öl, das an die Oberfläche steigt, läßt es ein paar Stunden kochen, indem man sorgfältig den sich sammelnden Schaum abschöpft, und das Öl ist zur Versendung fertig. In großen, krugartigen Gefäßen bringt man es die Flüsse herab zu den Seehäfen. Die übriggebliebenen Steinkerne läßt man trocknen; der unter der steinigen Schale verborgene Kern hat einen Geschmack wie Haselnüsse, und ist bei den Negern sehr beliebt. Das Palmöl wird zur Bereitung der Kerzen und Seifen benützt.

Aufmerksamkeit auf sich zog, war die dicke Trommel. Die Größe und der starke Ton dieses Instrumentes trugen den Sieg davon. „Ja," sagten sie, „der da ist der König der Musik, die anderen sind nur da, um ihn zu begleiten, das sind seine Kinder und seine Hofleute. Schlag' noch einmal," baten sie dann einen der Musikanten, „schlag' noch einmal!" Und als der Knabe wirklich ihre Bitte erfüllte, da gab es ein lautes Hurrah zu Ehren des „Königs der Musik".

Die Musik hatte noch, wie die Segnung des ersten Steines, ein bedeutsames Nachspiel. Die Götzenpriester waren nämlich nicht wenig beunruhigt und erzürnt über den großartigen Erfolg, den die christliche Ceremonie am Morgen und die Musik der Zöglinge am Nachmittag errungen hatte. Kaum war es daher Abend geworden, als aus der Ferne unter einem der geheimnißvollen Bäume der unangenehme Klang des Zaubertamtams ertönte. Gruppen von Tänzern sammeln sich um den Priester und stimmen ihre wilden, schreienden Lieder an, um das Teufelsfest zu beginnen. Die Missionäre hatten die ersten Klänge mit Trauer gehört und fürchteten mit Recht, daß dieser Götzendienst alle heilsamen Eindrücke des Tages verwischen würde. Da kam dem Bischof ein glücklicher Gedanke. Er rief die Zöglinge zusammen und befahl ihnen, sich vor dem Hause aufzustellen. Kaum ertönten die ersten mächtigen Schläge der dicken Trommel, da begann sich auch das Volk bereits zu sammeln und in weniger als zehn Minuten saß der Tamtamschläger verlassen da von allen seinen Tänzern. Er hielt es für das Klügste, sein Spiel einzustellen und nach Hause zu gehen. Das war ein neuer, keineswegs zu unterschätzender Sieg.

Die Feier hatte auch nachhaltige Wirkungen. Eine gewisse Anzahl von Heiden bat inständig um die Taufe, und der Häuptling eines benachbarten Dorfes versprach dem Bischof, er werde sein ganzes Volk den Missionären zuführen, wenn man ihn taufen wolle.

Im folgenden Jahre (1864) zählte denn auch die Station bereits 500 Christen, die sich im Lauf der Zeit immer vermehrten und 1876 die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft, d. h. 800, umfaßten. Heute residirt in Joal ein Priester und ein Laienbruder, und während der Pater sich den vielfachen Arbeiten der Seelsorge und der ziemlich schwierigen Heidenbekehrung widmet, hält der Bruder Schule für 40 bis 60 Knaben. Die einheimischen Schwestern unterrichten fast eben so viele Mädchen und versehen noch nebenbei den Krankendienst, so daß Joal ein fast ganz christliches Gepräge gewonnen hat. Wenn im Sommer von Gorée aus die Kaufleute mit ihrer zahlreichen Dienerschaft an die Küste kommen, dann wird es auch in der christlichen Gemeinde von Joal lebendig. Die christlichen Arbeiter und Sklaven, welche früher während dieser Sommerreisen meistens alles Christenthum wieder verloren und halbheidnisch nach Gorée zurückkehrten, können jetzt in der Kirche von Joal ihren Unterricht fortsetzen, den Übungen der Frömmigkeit anwohnen und die Sacramente empfangen, was für die Christianisirung der bedeutenden Insel höchst wichtig ist.

Ein Missionär schreibt über die Lage der Kapelle von Joal noch folgende schöne Worte: „In der Nische des Portales, das nach Westen schaut, steht eine Statue der Himmelskönigin. Wie auf einem Throne der Liebe und Barmherzigkeit sitzt Unsere Liebe Frau von Joal, Meer und Land weithin beherrschend, den Schiffern zeigt sie den Hafen, den Reisenden einen Ort der Ruhe und des Gebetes. Sie steht da, wie die geheimnißvolle Leiter, durch welche auch dieß arme Negervolk zum himmlischen Vaterlande gelangen wird."

6. St. Maria vom Gambia oder Bathurst.

In der englischen Kolonie am Gambia besteht ebenfalls seit 1849 ein katholischer Missionsposten, der zum Vikariate von Senegambien gehört und derselben Congregation, wie die übrigen Stationen, anvertraut ist.

Im Anfang verschwand das Häuflein Katholiken vollständig unter der Überzahl der Mohammedaner, Anglikaner, Methodisten und Heiden, aber Dank dem Eifer der Missionäre hat sich das Verhältniß ganz anders gestaltet. Mehr als 2000 Katholiken führen unter der Obsorge von drei Priestern, worunter zwei Eingeborene, ein erbauliches Leben. Jedes Jahr mehrt sich ihre Zahl, so daß die Kirche, welche schon um zwei Seitenschiffe und eine Tribüne vergrößert wurde, jetzt schon wieder zu klein ist.

Die Missionäre sind äußerst zufrieden und finden bei dem englischen Gouverneur eher Hilfe als Schwierigkeiten. Da dieser von dem günstigen Einfluß der katholischen Priester auf die Bevölkerung überzeugt ist, stellt er ihnen bisweilen nicht unbedeutende Geldsummen als Almosen zur Verfügung und leistete ihnen aus der Kasse der Kolonie einen Beitrag von 2000 Fr. zur Gründung der katholischen Schulen. An der Spitze dieser Schulen stehen Laienbrüder der Congregation und Schwestern der Unbefleckten Empfängniß von Castres, welche außerdem noch den beschwerlichen Krankendienst in der Stadt versehen.

Missionäre und Schwestern genießen überall ein großes Ansehen und finden bei den Heiden und Andersgläubigen das vertrauensvollste Entgegenkommen. Da die englische Kolonie eine umsichtigere und durchwegs sicherere Verwaltung genießt, als die französische, so stößt auch das Christenthum hier nicht auf dieselben Schwierigkeiten von Seiten des Fanatismus, wie im Norden.

Außer diesen sechs festen Posten machen die Missionäre bisweilen Ausflüge in das Innere des Landes, theils um alte Christengemeinden aufzusuchen, theils um neue Stationen vorzubereiten. Darüber nächstens.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Neu-Seeland.

Wellington. Im Anschluß an unsere Skizze der Missionsgeschichte Neu-Seelands im vorigen Jahrgange dieser Monatsschrift theilen wir folgenden Brief eines Missionärs mit:

„Im September und October 1877 haben die Katholiken Wellingtons zum ersten Male seit dem Bestehen ihrer Stadt das Glück gehabt, einer Mission beiwohnen zu können. Sie wurde ihnen gegeben vom hochwürdigen P. Hennebury aus der

Congregation vom Kostbaren Blut, welcher seit mehr als 30 Jahren als Missionär in Nord-Amerika wirkt und die weite Reise nicht scheute, um in unseren Katholiken die Liebe zu ihren Pflichten und deren thätiger Erfüllung wieder zu erneuern. Die meisten Mitglieder der hiesigen katholischen Gemeinde sind Irländer oder stammen wenigstens von irischen Eltern. Wie alle ihre Landsleute, halten sie fest an ihrem alten Glauben, aber ihre fast ganz protestantische Umgebung, sowie die Schwierigkeit, den katholischen Gottesdienst zu besuchen, und die Nothwendigkeit, durch harte, andauernde Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben, hatten bei den meisten die Ausübung ihrer religiösen Pflichten wenn nicht ganz vernichtet, so doch bedeutend geschwächt.

Die Mission wurde am 23. September eröffnet und sie dauerte 14 Tage. Jeden Morgen um fünf Uhr wurde ein Unterricht für die Männer gehalten, welche während des Tages ihren Arbeiten obzuliegen hatten; um neun Uhr folgte ein zweiter Unterricht für die Frauen und Abends um sieben Uhr war eine dritte Predigt. Gleich am ersten Tage schon war die Kathedrale, die allerdings nicht groß ist, gefüllt und jeden Abend war sie bis in ihre letzten Winkel hinein besetzt; obgleich sie sonst nur etwa für 800 Personen ausreicht, waren die Abendvorträge von wenigstens 1200 Personen besucht, die sich aufeinander drängten; von acht, zehn, ja zwanzig englischen Meilen her kamen die Katholiken, um den Predigten beizuwohnen, die Abends manchmal zwei Stunden dauerten. Außer den in der Stadt wohnenden Priestern betheiligten sich auch die Missionäre von Lower Hutt und Wairarapa am Beichthören. Nur Gott allein weiß, wie viele Gnaden in diesen 14 Tagen gespendet und benutzt wurden; aber daß deren nicht wenige waren, dürfen wir versichern. Manche, die bisher nicht einmal als Katholiken bekannt waren, traten jetzt offen als solche auf; Viele, die seit zehn, zwanzig, dreißig und mehr Jahren sich von den Heilsmiteln der Kirche fern gehalten hatten, kehrten freudig zu den religiösen Übungen zurück; mehrere Protestanten schworen ihre Irrthümer ab und andere bereiten sich gegenwärtig auf die Ablegung ihres katholischen Glaubensbekenntnisses vor.

P. Hennebury ist ein eifriger Beförderer der Mäßigkeitsvereine, die für die Irländer so nothwendig sind, wenn sie nicht auf Irrwege gerathen sollen. In vielen Diözesen Nord-Amerika's hat er sie mit großem Erfolg eingeführt und auch in Wellington hat er denselben Erfolg errungen. Am zweiten Sonntag der Mission richtete er nach einer Predigt gegen die Trunksucht eine Aufforderung an die Anwesenden, dem Mäßigkeitsverein beizutreten. Sofort erhoben sich an 800 Personen, Männer, Frauen und Kinder, um den pledge zu nehmen, d. h. das Versprechen der Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken abzulegen. Viele Andere folgten in der nächsten Woche diesem Beispiele, und am Ende der Mission zählte die neugegründete Mäßigkeitsbruderschaft über 1100 Mitglieder.

Zum Beschlusse der Mission fand am Feste des heiligen Rosenkranzes eine große Procession statt, an der sich die sämmtlichen Mitglieder des Mäßigkeitsvereines betheiligten. Sie ging von der Kathedrale aus zu der etwa eine englische Meile weit am andern Ende der Stadt liegenden Kirche Unserer Lieben Frau von den Engeln. Die Männer trugen die Medaillen, die sie als Mitglieder der Mäßigkeitsbruderschaft kennzeichneten, am Knopfloch, die Frauen die ihrigen an einem Bande um den Hals; zahlreiche Banner waren in der ganzen Procession vertheilt. So zog sie langsam durch die Hauptstraßen der Stadt und überall schlossen sich neue Theilnehmer an, so daß sie bei ihrer Ankunft an der Kirche Unserer Lieben Frau wohl gegen 4000 Personen zählte, die noch einmal die beredte Predigt des Missionärs und dann das Schlußwort des hochw. Herrn Bischofs, Msgr. Redwood, hören wollten. Die Protestanten waren außer sich vor Erstaunen. Seit einiger Zeit hatten sie sich sehr bemüht, die Mäßigkeitsvereine zu verbreiten; Conferenzen, Meetings, Lectures waren gehalten worden; Prediger, Mitglieder beider Kammern, einflußreiche Männer der Stadt und der Provinzen hatten sich an die Spitze der Bewegung gestellt, aber als sie die Resultate sahen, die das Wort eines einzigen katholischen Priesters erzielt, fragten sie voll Bewunderung, wie es denn möglich sei, daß ein Mann so außerordentliche Erfolge erringen könne. Unbekannt mit den inneren Wirkungen der Gnade, beurtheilten sie die Mission nur nach diesen augenfälligen Wirkungen; von diesem Gesichtspunkt allein aus priesen sie auch den Missionär in ihren Journalen, als ob die Mission durchaus keinen andern Zweck gehabt hätte, als die Einführung des Mäßigkeitsvereines.

Am Abend des nämlichen Tages fand noch in der Kathedrale die Erneuerung der Taufgelübde statt; einen ungemein tiefen, ja erschütternden Eindruck machte das kräftige, tausendstimmige Ja, das erscholl, als der Missionär fragte: Glaubst du an Gott den Vater, an Jesus Christus, an den heiligen Geist, willst du leben und sterben im heiligen katholischen Glauben? Man fühlte, daß dieses Ja von Herzen kam; es war ein beredter Protest gegen die Gleichgiltigkeit der Protestanten, der Ausdruck der Liebe eines Kindes zu seiner Mutter. Mit dem Tedeum ist nun zwar die Mission abgeschlossen, aber sie bildet noch immer den Gegenstand aller Unterhaltungen. Die Protestanten besprechen sie von ihrem Standpunkt aus, der allerdings ein rein äußerlicher ist, und wissen nur Lobenswerthes zu sagen; wir aber preisen den Herrn wegen der wunderbaren Umänderungen, die er in den Herzen hervorgebracht hat, und wir bitten ihn, das Werk der Heiligung, das er so glänzend begonnen, nun auch in seiner Güte und Barmherzigkeit zu vollenden. Die andern Gemeinden der Diözese Wellington und ganz Neu-Seelands wollen nun auch eine Mission haben und wir dürfen hoffen, daß überall die nämlichen Erfolge erzielt werden. Außerdem aber erwarten wir von diesen Missionen ein anderes günstiges Resultat. Bis jetzt stehen die 60,000 Katholiken Neu-Seelands in sehr geringer Verbindung und überall waren es nur Einzelne, die handelten; jetzt werden sich, so hoffen wir mit Zuversicht, die Katholiken enger an einander anschließen zur gemeinsamen Vertheidigung ihrer Rechte, und in dieser engen Vereinigung werden sie auch die Kraft finden, den Übergriffen des Liberalismus, der sich auch hier geltend macht, ein kräftiges Halt zuzurufen."

Annam.

Vikariat West-Tongkin. (Mittheilung des hochw. Herrn Lesserteur, Directors im Pariser Seminar der Auswärtigen Missionen.) Als wir im vorigen Jahre (1877, S. 126—128) die zahlreichen Bekehrungen in West-Tongkin verzeichneten, drückten wir die Hoffnung aus, daß die Bewegung zur katholi-

schen Kirche unter den Heiden Tongkins sich weiter ausdehnen werde. Unsere Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Dank den vielen Mitteln, welche die Liebe der europäischen Katholiken den Missionären zur Verfügung stellte, hat die Zahl der dießjährigen Taufen die vorjährige noch übertroffen. Der Bericht der Mission von West-Tongkin ist am 15. Juni 1877 abgeschlossen worden, und damals zählte man schon 2385 Taufen Erwachsener seit dem 1. Januar. Msgr. Puginier aber schrieb uns am 16. October 1877: „Seit wir im Juni unsern Bericht abschlossen, haben die Bekehrungen noch immer zugenommen; in diesen drei letzten Monaten haben wir ungefähr 600 Erwachsene getauft und noch sind wenigstens 800 im Unterrichte, die ganz bald die Gnade der Taufe erhalten werden. Morgen wird P. Desvaux in Ke-nua und Kegne Dao 130 Personen taufen, während ich selbst an diesen beiden Orten vor $2^1/_2$ Monaten deren schon 166 in die Kirche aufnahm. P. Thoral, der soeben 140 Personen getauft hat, zählt noch mehr als 100 Katechumenen im Unterricht; er bittet um einige Katechisten, damit er jetzt auch jene Heiden zum Unterricht zulassen könne, die er bisher aus Mangel an den nöthigen Kräften noch habe zurückweisen müssen. Unter unsern Neophyten befindet sich ein Mandarin, der in activem Dienst steht; er ist fest entschlossen, sich all' jener abergläubischen Handlungen zu enthalten, die mit den Amtsgeschäften manchmal verbunden sind. Auch zwei Frauen von ehemaligen Gouverneuren der beiden Provinzen Ha-Noi und Thanh-Hoa haben sich bekehrt; die eine ist schon

Im Hofe des Waisenhauses von Dschaffna (Ceylon).

getauft und lebt als eifrige Christin; die andere hat soeben mit ihrer achtzehnjährigen Tochter den Unterricht begonnen; dieses junge Mädchen hat die Einwilligung ihres Bruders, der als Gouverneur die Provinz Cao-bang regiert, zu ihrer Bekehrung erhalten. Bei aller meiner Freude über die reichen Wirkungen der Gnade kann ich mich einer gewissen Besorgniß nicht entschlagen. Mit unsern gewöhnlichen Hilfsmitteln sind wir nicht im Stande, die Bewegung so zu unterstützen, wie wir es sollten, und ich fürchte sogar, daß wir dieselbe ganz unterdrücken, wenn wir die Aufnahme der sich meldenden Heiden verschieben. Wir haben bemerkt, daß zuweilen ein Aufschub von nur wenigen Tagen schon genügt, um die Bekehrung eines ganzen Dorfes zu verhindern. Überall gibt es feindlich gesinnte Menschen, die theils durch Bitten, theils durch Drohungen diejenigen im Heidenthum zurückzuhalten sich bemühen, die sich bekehren wollen. Ist aber der Unterricht einmal begonnen, so haben ihre Bemühungen geringe Aussicht auf Erfolg und die Katechumenen haben einen Rückhalt an den Katechisten. Noch jüngst sind auf diese Weise zwei Dörfer, deren Bewohner zum größeren Theile sich zum Katechumenat gemeldet hatten, gehindert worden, ihren Entschluß auszuführen. Alles war von dem einheimischen Priester bereits vorbereitet, um den Unterricht zu beginnen; da er aber am festgesetzten Tag keinen Katechisten schicken konnte, fanden die Gegner Zeit, ihre Minen springen zu lassen, und jetzt ist vorläufig die Hoffnung auf Bekehrung dieser beiden Dörfer verloren. Diese Erfahrung zwingt uns, mehr zu thun,

als unsere Hilfsmittel uns eigentlich gestatten, aber wir dürfen in dieser Beziehung nicht zu weit gehen, um die Zukunft der Mission nicht durch Schulden zu gefährden oder die bereits bestehenden und durchaus nothwendigen Anstalten der Mission zu schädigen."

China.

Die Hungersnoth in den nördlichen Provinzen China's. (Vgl. oben S. 61 f.)

Msgr. Moccagatta, apost. Vikar von **Schansi**, schreibt am 9. Februar d. J. an den hochw. P. Bernardin, General des Franziskanerordens:

„Eine dreijährige Trockenheit hat in dieser Provinz eine Hungersnoth hervorgerufen, wie die Geschichte China's wohl keine ähnliche kennt. Beinahe die ganze Bevölkerung befindet sich im Zustande äußerster Dürftigkeit und man zählt die täglich am Hungertod Sterbenden nach Tausenden. Von den 18,000 Christen unseres Vicariates sind mehr als 10,000 geradezu aller Mittel beraubt; schafft man ihnen nicht rasch Hilfe, werden alle zu Grunde gehen. Wie gerne möchten meine Missionäre und ich die armen Nothleidenden unterstützen, aber unsere Mittel sind zu Ende; die ganz außerordentliche Lage verlangt ganz außerordentliche Hilfe."

Ebenso schreibt der hochw. P. Anselm, aus dem Franziskanerorden, Missionär in Schansi, an seinen hochw. Generalobern:

„Todesschatten hat sich auf diese Gegend gelagert in Folge der Verwüstungen, welche die Hungersnoth anrichtet. Unsere Mittel sind erschöpft; wir haben nichts mehr, Alles haben wir hingegeben. Vom Morgen bis zum Abend klopfen Christen und Heiden an unsere Thüre und bitten um ein Almosen; Viele sterben vor Hunger und Kälte vor der Thüre unserer Residenz. Man erzählt mir, daß die Heiden die auf der Straße liegenden Leichen in ihre Häuser schleppen und sich davon nähren; eine Familie hat man gefunden, die gerade beschäftigt war, eine Leiche zu vertheilen."

Im Anfang März brachte die Londoner „Times" die Nachricht aus Schansi, daß an manchen Orten der Provinz vollständige Kindermärkte stattfinden, d. h. die Eltern bringen ihre Kinder zum Verkauf, um für den Erlös sich dann die nothwendigste Nahrung anschaffen zu können. Der „North-China-Herald" berichtet am 11. Januar, daß in der Provinz Schansi täglich wohl 1000 Personen Hungers sterben, daß die Leichen an den Straßen entlang liegen und daß Eltern ihre eigenen Kinder gekocht und verzehrt haben. Ähnliches berichtet auch das Céleste Empire am 31. Januar, und der Correspondent fügt hinzu, er habe mit eigenen Augen gesehen, daß Eltern ihre kleinen Töchter zum Verkauf auf den Markt trugen und daß ein Chinese drei kleine Kinder für 3 Schilling (*M.* 3.) und ein anderer ein kleines Mädchen für 2 Schilling 3 Pence (*M.* 2.25.) verkaufte.

Nur wenig verschieden ist die Lage in der Provinz **Schensi**, welche gleichfalls unter der Leitung der Franziskanerpatres steht. Der Direktor des Seminars von Si-ngan-fu, P. Ludwig, schreibt am 8. December 1877 an seinen hochw. P. General:

„Seit dem October d. J. haben wir das Seminar nach der Provinzialhauptstadt Si-ngan-fu verlegt, weil wir an unserem früheren Wohnort nicht mehr sicher waren. Die außerordentliche Dürre der vorhergehenden Jahre hat in der ganzen Umgegend eine große Theuerung verursacht, das Volk hat sich empört, sich der Bezirkshauptstadt bemächtigt, den Mandarin getödtet und uns durch die Drohung einer Plünderung unseres Hauses zur Flucht genöthigt. Auch hier in der Provinzialhauptstadt ist die Noth so groß, daß mehr als 1000 Personen an einem Tage Hungers gestorben sind. Die Regierung thut, was sie kann, um das Leben der Hungernden nach Möglichkeit zu erhalten. In 4 Bezirken der Stadt wird täglich Brod vertheilt und an den 4 Thoren der Stadt gibt man den Bewohnern der Vorstädte Almosen von den durch den Kaiser und die reichen Kaufleute gespendeten Summen. Daher zieht sich denn auch die Bevölkerung des flachen Landes und der kleineren Städte hierhin. Die Qualen des Hungers zwingen die armen Landleute, sich von Baumrinde und dürren Baumblättern zu nähren. Dabei ist die Kälte sehr groß und Aussicht auf ein baldiges Ende der Noth haben wir auch nicht, weil man die Saat nicht hat bestellen können.

Mit der Theuerung ist die Zahl der Kinder gewachsen, die auf den Straßen oder Feldern ausgesetzt oder von den Heiden zum Verkauf angeboten werden. Wir haben viele aufgenommen, aber der Mangel an weiteren Hilfsmitteln zwingt uns, die Aufnahme vieler anderer zu verschieben. Die Großmuth einiger eingeborenen Christen hat es uns ermöglicht, in der Stadt King-jang ein kleines Waisenhaus zu eröffnen; auf der Stelle war es von einigen zwanzig armen Kindern besetzt. Viele von diesen sterben bald in Folge der bereits ertragenen Leiden und ihre Plätze werden gleich von andern eingenommen. Wir fürchten, auch diese nicht mehr ernähren zu können, wenn nicht bald reiche Mittel aus Europa kommen. Augenblicklich haben wir in der Mission 300 Waisen zu erhalten; wie viele arme Kinder vor ihrem Tode das Glück hatten, die heilige Taufe zu empfangen, kann ich nicht sagen; ihre Menge ist so groß, daß wir sie nicht mehr zählen können."

Aus der Provinz **Honan** haben wir schon jüngst einige Berichte mitgetheilt, wir fügen einige neuere hinzu. P. Anelli schreibt an Msgr. Marinoni, den Obern des Mailänder Seminars für die auswärtigen Missionen:

„China ist so bevölkert, daß auch bei günstiger Ernte das bebaute Land kaum zur Ernährung der zahlreichen Bewohner hinreichen würde, wenn dieselben nicht durchschnittlich so mäßig lebten. In meiner Mission ist Hirse die gewöhnliche Nahrung; aber die ärmeren Leute begnügen sich auch in guten Jahren mit Hirsenkleie, um das Mehl verkaufen zu können; in diesem Jahre jedoch ist Hirsenkleie die Nahrung der Wohlhabenden. Mehr als die Hälfte meiner Christen lebt von trockenen Baumblättern und einer Art weißer Erde, welche, mit etwas Mehl zu einem Teig verarbeitet, ein eßbares Brod geben soll; allein die fahlen, aufgedunsenen Gesichter zeigen klar genug, daß dieses Brod nur da ist, um den Magen zu täuschen. Die Christen von Sieng-tschen haben nichts von dem geerntet, was sie ausgesäet hatten, da die Heuschrecken die paar keimenden Halme aufgefressen haben; in andern Theilen der Mission betrug die Ernte ein Zehntel der Aussaat. So darf man sich nicht wundern, daß Bettler und auch Räuber das ganze Land unsicher machen. Jüngst war ich in Sieng-tschen und hatte auf dem Wege das traurige Schauspiel von großen Schaaren halbnackter Männer und Weiber, ganz nackter Kinder, welche ihre Heimath verlassen hatten, um irgendwo nicht ein Stück Brod, sondern nur eine Rübe oder dergl. zu betteln, sich um ein zufällig auf der Straße gefundenes Stück Melone stritten und schlugen, das auf den Feldern stehende trockene Gras ausrissen, um sich damit zu sättigen, und zuletzt vor Mattigkeit und Elend

auf der Straße hinsanken und dem Hunger erlagen. Wie wird es erst im Frühjahr aussehen? Die Zahl der Todten nimmt in reißendem Verhältnisse zu; Männer verkaufen ihre Frauen um ein paar Piaster und die Kinder werden auf den öffentlichen Wegen zurückgelassen. In ganz kurzer Zeit haben P. Cicalese und ich deren 400 gesammelt, ohne daß wir für sie eine passende Wohnung gehabt hätten; indessen thun wir, was wir können, und die europäischen Katholiken werden uns nicht im Stiche lassen."

Ebenso schrieb der apostolische Vikar von Honan, Msgr. Volonteri, am 3. Januar d. J. an Msgr. Marinoni:

„Die Verheerung, welche die Hungersnoth anrichtet, wächst von Tag zu Tag; die Sprache reicht nicht hin, um ein vollständiges Bild des Elendes zu geben, das wir unter den Augen haben; und doch ist hier die Drangsal noch nicht so groß, wie weiter im Norden des Vikariates. In einem kleinen Dorf jenseits des Kwangho (gelben Flusses) starben in 10 Tagen 14 Christen vor Hunger; als wir vor einigen Wochen zwei kalte Tage hatten, starben in dem benachbarten betriebsamen Flecken Schi-kia-tschen 96 Personen auf öffentlicher Straße; es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß der Hunger hier mehr Leute hinwegrafft, als der russisch-türkische Krieg. Christen, welche gerade heute aus Schensi zurückkehren und mir Briefe des Msgr. Chiais, des apost. Vikars jener Provinz, mitbringen, erzählen wahrhaft Schauderhaftes aus jener Provinz. Die Straßen seien gewissermaßen besäet mit Leichen; Eltern nährten sich von dem Fleische ihrer Kinder, Männer von dem ihrer Frauen und Kinder von dem ihrer Eltern; in einzelnen Dörfern, die ehemals 150—200 Bewohner gezählt hätten, lebten kaum noch 10 oder 20 Personen; die Leichen blieben in den Häusern liegen, da Niemand sich um die Todten kümmerte u. s. w. So schlimm ist es allerdings hier noch lange nicht, aber die Geißel nähert sich mit jedem Tage mehr und nur etwa 300 Li (20 deutsche Meilen) von hier kann man schon jenes Übermaß des Elendes sehen. Obgleich unsere Residenz ziemlich weit von der großen Straße entfernt ist, finden sich doch täglich mehr als 100 Arme an der Pforte ein, um ein Almosen zu begehren.

Ostindien.

Apost. Vikariat Bombay. Einem Briefe des hochw. P. G. Talbot Bridges S. J., Seelsorgers zu Belgam, vom 9. Februar d. J. entnehmen wir folgende Nachrichten über die Leprosenanstalt daselbst:

„Wir haben hier zwei Häuser für die Aussätzigen, das eine für die Männer, das andere für die Frauen. Beide zusammen fassen etwa 25 Personen und alle Plätze sind jederzeit besetzt; sobald einer frei wird, so laufen sogar von fern her Aufnahmsgesuche ein, denn trotz der Beschränktheit unserer Mittel stehen sich die Aussätzigen hier weit besser, denn irgendwo sonst. Das Gurjan-Öl, hier zu Lande das Hauptheilmittel gegen den Aussatz, beziehen wir aus dem Depot der Regierung, und Dr. Peters, der Militärarzt des Grenadier-Regimentes Prinz von Wales, besucht regelmäßig unsere Kranken. Unsere Auslagen im letzten Hungerjahr beliefen sich auf 1013 Rupien (2026 M.) für Nahrung, einige Weihnachts-Geschenke an Kleidung, an einen Kehrjungen, einen Barbier, zwei Wärter und eine Wärterin und endlich für den Almosensammler oder patawala. Soll eine Sammlung veranstaltet werden, so geht dieser mit dem Buche herum: das ist unsere Art und Weise zu collectiren, und so haben wir von der angegebenen Summe allein in Belgam 829 Rupien (1658 M.) aufgebracht, ein schöner Beweis der Freigebigkeit. Auch Andersgläubige steuern reichlich bei, wiewohl sie auch für ihre eigenen Kranken nicht wenig in Anspruch genommen sind. Zur Bekleidung der Kranken erhalten wir aus dem Stadtspital die abgetragene Wäsche. Unsere Aussätzigen sind in der Regel Heiden, wir machen in der Behandlung keinen Unterschied zwischen Christen und Heiden, und thun den Leuten keinerlei religiösen Zwang an. Über kurz oder lang melden sich aber die Heiden doch allemal für den christlichen Unterricht. Freilich, schwer hält es zumeist, diesen Leuten die nothwendigste Kenntniß von den erhabenen Wahrheiten unseres heiligen Glaubens beizubringen; auch gewöhnen sie sich nur sehr allmählich an Geduld, Liebe, Dankbarkeit, Zufriedenheit, diese Tugenden, welche die Leiden des Christen zieren und adeln. Bedenkt man aber, was sie früher gewesen, bringt man die Krankheit mit in Rechnung, die unausgesetzt an ihnen zehrt, beachtet man den Umstand, daß sie verschiedenen Kasten angehören, so hat man allen Grund, sich an ihrem Betragen zu erbauen. Möge Gott es allen jenen reichlich lohnen, die zu diesem wahrhaft katholischen Werke beitragen."

Vikariat Dschaffna. Am 16. Januar besuchte der britische Gouverneur von Ceylon das Kloster und Waisenhaus[1] von

[1] Die beigefügte Illustration zeigt den innern Hof dieser Waisenanstalt, welche von den „Schwestern der heiligen Familie" geleitet wird. Die Waisenkinder sind eben mit den verschiedenen Hantirungen beschäftigt, welche die Bereitung des Reis nach Landessitte erheischt. Wenn der Reis noch in der Rinde steckt, so heißt er in der Tamulsprache Nellu, auf Singalesisch Vi; von dieser Rinde befreit, heißt er auf Tamulisch Arisi, auf Singalesisch Hal; endlich gekocht und zubereitet, erhält er im Tamul den Namen Soru, im Singalesischen den Namen Bath. Um die Rinde abzuschälen, kocht man den Nellu in einem großen Kessel; dann breitet man ihn auf einer Matte aus, um ihn trocknen zu lassen. Wenn er nun trocken geworden, so zerstampft man ihn in einem großen Holzmörser (Urel genannt), der — nebenbei gesagt — auf dem Lande gewöhnlich das einzige Möbel ist, das der Missionär bei seinen Krankenbesuchen in den Wohnungen antrifft. Man deckt ihn nur mit einem schönen weißen Tüchlein, und dann dient er als Tisch und als Stuhl, je nach Erforderniß. Die Stößer, mit denen der Reis zermalmt wird, sind ebenfalls aus Holz, etwa $1^1/_2$ m lang mit Eisenringen an einem Ende. Gewöhnlich helfen sich drei bis vier Frauen bei dieser Arbeit, indem sie den Stößer mit der rechten Hand erheben und durch die Linke herabgleiten lassen. Dieß geschieht im Takt und, um sich die Arbeit zu erleichtern, gewöhnlich zum Gesang eines gemeinschaftlichen Liedchens, das sie Ambel nennen. Beim Zerstampfen bleibt im Mörser ein Gemisch von Körnern und Spreu: diese werden mittelst des Sulagu, eines kleinen Handsiebes, gesichtet. Unser Bild stellt die Waisen von Dschaffna vor, wie sie eben diese verschiedenen Hantirungen vornehmen. Ein Mädchen im Vordergrund rührt den kochenden Nellu, zwei andere breiten ihn zum Trocknen aus, wieder zwei stampfen den trockenen Arisi und eines siebt die zermahlenen Körner. Ein kleineres, aber ganz tapferes Wesen verscheucht mit einem Stocke die frechen, gefräßigen, diebischen Raben, welche hier wie in ganz Indien die unverscheuchbaren Störefriede aller ländlichen Haushaltungen sind. Eine einheimische Klosterfrau im Hintergrund endlich überwacht das ganze Treiben der kleinen, geschäftigen Familie.

Dschaffna. Se. Excellenz wurden bei ihrer Ankunft von dem hochw. Herrn Bischof Dr. Bonjean und mehreren Mitgliedern des Klerus, von der ehrw. Oberin des Klosters und sämmtlichen Klosterfrauen feierlich an der Pforte empfangen und sodann durch die ganze Anstalt geführt. Links auf der Veranda begrüßten ihn die eingeborenen Schwestern von St. Peter, 18 an der Zahl; darauf stellte man ihm die Kinder der Schule des heiligsten Herzens von Karevoor vor. Nachdem er die Waisenanstalt besichtigt hatte, betrat er das große Schulzimmer der Waisenmädchen, wo ein erhöhter Sitz für ihn bereitet war. Der ganze Saal war mit Blumenkränzen und grünen Guirlanden geschmackvoll verziert. Nach einem Willkommsliede in Tamul-Sprache, das die musikalisch sehr begabten Kinder unter Harmoniumbegleitung ganz allerliebst vortrugen, trat eines von ihnen vor und las — ebenfalls in Tamul-Sprache — eine herzliche Anrede an den hohen Gast. Dieser dankte den Kindern und ging dann weiter in das anstoßende Klassenzimmer, wo die eingeborenen Tagschülerinnen, in die buntesten Seiden- und Baumwollenstoffe gekleidet und buchstäblich mit Goldschmuck überladen, in zwei Reihen aufgestellt waren. Der Gouverneur schien sehr befriedigt und ging nach einigen freundlichen Bemerkungen weiter in das nächste, eben so reich als elegant geschmückte Klassenzimmer, wo die englischen Schülerinnen beisammen waren. Diese sangen, nachdem der Gouverneur auf einem erhöhten Sitz Platz genommen, einige für die Gelegenheit componirte Strophen zum Klavier. Beides, Gesang wie Begleitung, machten der Anstalt alle Ehre. Das Fräulein, welches die Bewillkommnungsadresse vortragen sollte, war von dem liebenswürdigen kleinen Töchterlein des Herrn Alfred Koch begleitet, das unter einem herrlichen Blumenstrauß — fast so groß als es selbst — daher trippelte. Lächelnd stieg der Gouverneur von seinem Sitz herab und befreite die Kleine von ihrer blumigen Bürde. Hierauf wurde die Adresse verlesen, in welcher die gutpatriotischen Young Ladies sich bei dem Stellvertreter der Königin Viktoria bestens für seinen Besuch, wie für die edelmüthige Gunst desselben für ihre Unterrichtsanstalt bedankten und ihm ihre herzlichsten Glückwünsche für sein persönliches Wohlergehen darbrachten. Der Gouverneur seinerseits erwiederte diesen Dank mit dem Ausdruck der innigsten Freude über den zuvorkommenden Empfang. Er habe, so äußerte er, an dem katholischen Klerus noch überall dieselbe hingebende Körperschaft gefunden, stets damit beschäftigt, Licht und Kenntniß um sich her zu verbreiten. Es sei ihm vergönnt gewesen, auf den Inseln Dominika und Trinidad, in Honduras und Demerara ähnliche von Klosterfrauen geleitete Anstalten zu besuchen und er freue sich, sie alle von demselben edlen Geist belebt zu sehen. Es gereiche ihm zu hoher Genugthuung, auch in dieser entlegenen Provinz eine solche Anstalt zu finden, und er sei fest überzeugt, daß die Mädchen von Dschaffna in dem Kloster eine tüchtige Erziehung erhielten. Er sprach zugleich die Hoffnung aus, das Institut möchte unter Leitung der guten Frau Mutter auch fürder fröhlich gedeihen. Der hochw. Bischof erwiederte diesen gütigen Wunsch mit Worten des herzlichsten Dankes: die Anstalt verdanke diese günstige Beurtheilung wohl mehr ihrem guten Willen, sich dem Lande möglichst nützlich zu erweisen, als wirklich erworbenen Verdiensten; die ihr zu Theil gewordene Ermuthigung werde ihr indeß ein Sporn sein, für die Folge mit noch erhöhterem Eifer jenes Ziel zu erstreben.

Westafrika.

Gabun-Mission. Über den heutigen Zustand dieses apostolischen Vikariates schreibt uns dessen neuernannter Oberhirt, Msgr. Leberre:

„Das apostolische Vikariat von Ober- und Unter-Guinea umfaßte ehemals beinahe die ganze Westküste Afrika's; im Laufe der Jahre jedoch wurden von ihm Senegambien, Sierra Leone und Dahomey als eigene Vikariate abgetrennt, und so enthält es jetzt noch die Gold- und Elfenbein-Küste zwischen dem Cavally und dem Volta und dann die ganze Küstenentwicklung von den Nigermündungen südlich bis zum Kongo. Ihre Thätigkeit entwickelt übrigens die Mission vorzugsweise am Gabun. Hier hat Msgr. Bessieux ihren Hauptsitz gegründet, und hier residirt auch der apostolische Vikar, welcher zwar von den französischen Behörden der Niederlassung nicht offiziell anerkannt wird, aber dennoch in guten Beziehungen zu denselben steht und von ihnen einen jährlichen Beitrag für die Cultus- und Schulkosten bezieht.

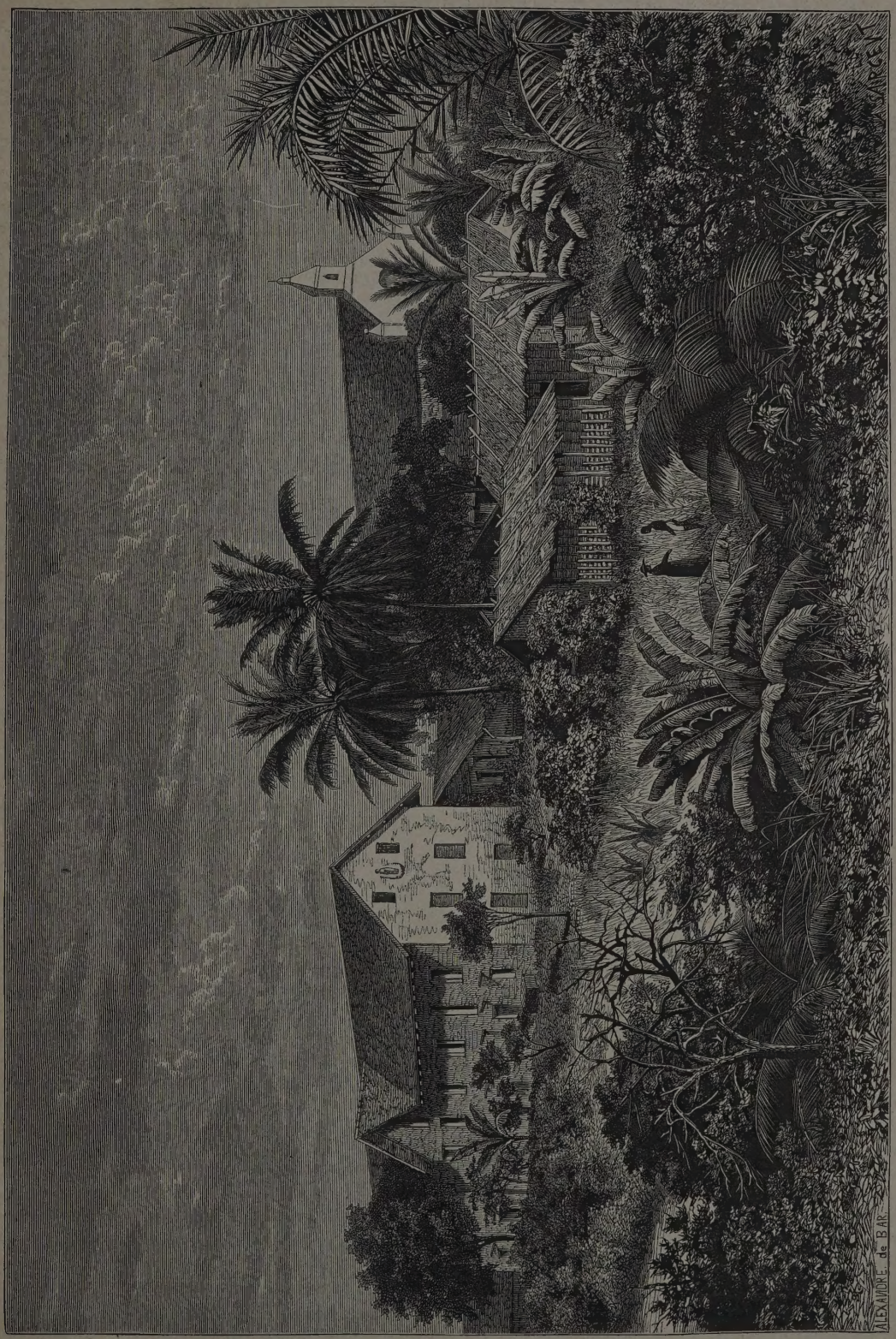
Im Beginne der Mission hatten wir viel von dem mörderischen Klima zu leiden; die meisten Missionäre wurden davon hinweggerafft. Auch jetzt noch werden deren Nachfolger gar manchmal durch schwere Krankheiten heimgesucht, aber bei genauer Beobachtung der Vorsichtsmaßregeln, deren absolute Nothwendigkeit wir durch die Erfahrung kennen gelernt haben, können wir unsere europäischen Arbeiter länger behalten. Die immerhin noch zu geringe Anzahl der europäischen Priester beträgt 12; dieselben werden aber von 8 Laienbrüdern kräftig unterstützt, und nicht geringere Dienste leisten 10 Schwestern der Unbefleckten Empfängniß von Castres, die sich der Erziehung der weiblichen Jugend und der Krankenpflege widmen. Dazu kommen dann noch eine gewisse Anzahl eingeborener Katechisten und Unterlehrer.

Bei ihrer Ankunft am Gabun besetzten die Missionäre versuchsweise mehrere Stationen: St. Joseph am Cap Esteiras, St. Thomas zu Denis, St. Jakob am Rhemboue- (Rembwe-) fluß; verschiedene Schwierigkeiten nöthigten uns jedoch, unsere Thätigkeit zunächst auf die Hauptstation Ste. Marie bei Libreville zu beschränken und mit den anfangs gegründeten Stationen nur soweit in Verbindung zu bleiben, daß wir dieselben immer wieder aufnehmen könnten.

Gegenwärtig nun besitzt die Mission am Gabun drei Niederlassungen. Die wichtigste ist Ste. Marie, der Sitz des apostolischen Vikars; 10 Stunden nördlich auf einer Insel des Mondaflusses und nach ihm benannt liegt die zweite, und die dritte, augenblicklich in der Gründung begriffen, liegt 3 Stunden südlich von Ste. Marie auf dem Gebiete eines christlichen Häuptlings, Felix Rapontyombo. Da dieser noch junge Häuptling von der Mission erzogen wurde und mit ihr in der innigsten Verbindung steht, dürfen wir das Beste für die Zukunft dieser Station hoffen[1].

In Ste. Marie haben wir eine bedeutende Anstalt mit einer Kirche, welche in dieser Gegend die Bewunderung der Fremden erregt; in ihr ruhen die irdischen Überreste des Gründers der Mission, Msgr. Bessieux, und sein Grab wird nicht nur von den Christen, sondern auch von den Heiden heilig gehalten und verehrt. Die Kirche, wie die meisten andern Gebäude der An-

[1] Vgl. oben S. 19.



Die Missionsanstalt Ste. Marie am Gabun.

stalt, sind aus Stein. Die Neophyten haben sie im Laufe der Jahre, eines nach dem andern, aufgeführt unter der Leitung und thätigen Beihilfe der Laienbrüder; auf ähnliche Weise wurde die etwa $1^1/_2$ Kilometer von Ste. Marie entfernte Anstalt der Schwestern erbaut. Wir besitzen gegenwärtig in Ste. Marie eine Elementarschule, dann eine höhere und endlich noch eine Handwerksschule; in letzterer erlernen die Knaben die hier im Lande nothwendigen Gewerbe. Die Zahl der von der Mission unterhaltenen Zöglinge beträgt durchschnittlich 250.

Eines der Ziele, welche wir bei der Errichtung der Schulen im Auge hatten, war die Bildung eines einheimischen Klerus; leider haben unsere Bemühungen in dieser Richtung bisher kein günstiges Ergebniß geliefert. Zwei junge Theologen, die sowohl in Bezug auf Geistes- als auf Herzensbildung sehr gute Fortschritte gemacht hatten, sind gestorben, bevor sie ihr Ziel erreicht hatten; einem dritten konnten im vorigen Jahre die beiden ersten höheren Weihen ertheilt werden, aber auch er liegt jetzt an einer unheilbaren Krankheit darnieder. Dennoch sind wir nicht entmuthigt, sondern wir werden neue Versuche machen, da es sich um eine für die Mission so wichtige Sache handelt.

Die beiden Hospitäler, welche Msgr. Bessieux für die Eingeborenen gegründet hat, bieten uns Gelegenheit, gar manche Seele für den Himmel zu retten. In dem einen haben die Patres, in dem andern die Schwestern die Pflege übernommen; beide aber werden ganz von der Mission unterhalten. Regelmäßig befinden sich etwa 50 Kranke darin, und unter dem Einflusse der Liebe, die sie hier finden, öffnen sich ihre Herzen der Gnade; die meisten begehren vor ihrem Tode die heilige Taufe. Seit einigen Jahren zählen wir durchschnittlich etwa 200 Neophyten jährlich; ein ganz gewaltiges Hinderniß für die schnelle Ausbreitung des Christenthums liegt aber in der hier herrschenden Polygamie, und von unsern Neophyten werden einige immer wieder zum Abfall verleitet durch das ärgerliche Leben der hier ansäßigen oder durchreisenden Weißen.

Von großer Wichtigkeit für die Zukunft der Mission ist eine aus dem Innern des Continentes an die Küste verdrängte Völkerschaft, die Fans oder Pahwins. In den letzten Jahren haben sich nach den Schätzungen der französischen Offiziere der Station bereits etwa 150,000 Fans am Gabun niedergelassen: wir glauben wohl mit Recht eine Fügung der Vorsehung zu Gunsten dieser armen Leute darin zu sehen, daß sie gerade jetzt von einem mächtigeren Stamme aus ihren alten Sitzen verdrängt werden und dadurch die Gelegenheit erhalten, mit dem Christenthum in Berührung zu kommen. Eine nicht unbedeutende Zahl Kinder dieses Stammes ist bereits in unsere Schulen eingetreten, und viele von ihnen haben die heilige Taufe empfangen und leben jetzt nach den Vorschriften unserer heiligen Religion.

Es besteht am Gabun auch eine protestantische (amerikanische) Mission; sie hat jedoch wenig Erfolg bei den Schwarzen und ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich auf den Unterricht von etwa 40 Kindern. Dagegen wächst der Einfluß der katholischen Mission von Tag zu Tag; zu unsern Festen finden sich ganze Schaaren Neger ein und von weither kommt man, uns zu den Kranken zu rufen; kurz wir dürfen sagen, daß der Gabun augenblicklich der Schauplatz einer bemerkenswerthen Bewegung zur katholischen Kirche ist."

Palästina.

Aus Bethlehem schreibt uns Msgr. Belloni, Kanoniker vom heiligen Grab, am 2. Februar d. J.:

„Wenn die Jugenderziehung wichtig ist in allen Ländern, so ist sie es noch in ganz besonderer Weise in Palästina, und man darf mit Rücksicht auf die tiefe Unwissenheit, in welcher das gewöhnliche Volk hier lebt, wohl behaupten, daß die ganze Zukunft der katholischen Kirche in Palästina von der Erziehung der Jugend abhängt. Das haben die Protestanten begriffen und seit mehr als 24 Jahren beschäftigen sie sich mit großem Eifer fast ausschließlich mit der Jugend: in den meisten christlichen Dörfern haben sie Elementarschulen errichtet, in welche sie durch Geldgeschenke und andere ähnliche mehr oder minder löbliche Mittel die Kinder zu locken suchen; in Nazareth wird ihre Schule von mehr als 150 Kindern besucht, die an den Sonntagen ebenfalls ihren Predigten u. s. w. beiwohnen müssen; sie haben ebendort eine prächtige Kirche erbaut und ein Seminar zur Heranbildung von ‚Evangelisten' gegründet. Außerdem besitzen sie in Palästina eine Ackerbauschule, ein Colleg und 3 oder 4 Waisenhäuser für Knaben, die von etwa 150 Zöglingen bewohnt sind.

Dagegen fehlt es auch nicht an katholischen Anstalten. Um die arme katholische Jugend von der Gefahr zu bewahren, in die Hände der Protestanten zu fallen, habe ich im Jahre 1863 den Verein der heiligen Familie gegründet, welcher sich die Erziehung armer und verlassener Knaben zum Zwecke macht. Demgemäß bemüht sich der Verein, dürftige Kinder zu unterstützen, Zufluchtsstätten für Findlinge zu gründen und Elementar-, Ackerbau-, Handwerkerschulen und Waisenhäuser zu eröffnen. Auf's Höchste vom hochw. Herrn Patriarchen nicht weniger als vom Cardinalpräfekten der Propaganda empfohlen und durch ein Breve Papst Pius' IX. ermuthigt, erreicht der Verein doch leider noch immer nicht sein Ziel in genügender Weise. Unterstützt von den großmüthigen Geschenken frommer Personen, habe ich zuerst in Bethlehem ein Waisenhaus und eine Elementarschule gegründet, welche letztere von etwa 100 Knaben besucht wird; dann habe ich in Bethlehem und in Jerusalem je ein Haus eröffnet, in welchem sich an Sonn- und Festtagen die katholischen Jünglinge vereinigen, und endlich habe ich auf dem Wege nach Gaza, nicht weit vom Grabe Samsons, den Anfang zu einer Ackerbauschule gemacht.

Das Waisenhaus von Bethlehem zählt 65 Zöglinge aus den verschiedenen Theilen des heiligen Landes. Neben dem Unterricht in den Elementarfächern empfangen die Knaben auch Anleitung zur Erlernung eines Handwerks, das sie fähig machen soll, später ihren Lebensunterhalt auf eine ehrbare Weise zu verdienen. Das Grundstück, auf welchem die Ackerbauschule eröffnet wurde, ist sehr groß und fruchtbar; es trägt schon 1400 Ölbäume, ein Weinberg ist angelegt, und sobald die nöthigen Arbeitskräfte und Hilfsmittel beschafft sind, werden sich sowohl Gemüsegärten als auch Tabakspflanzungen nebst Getreidefeldern anlegen lassen. Das Grundstück hat 10,000 Franken gekostet, welche ein englischer Convertit, Marquis Bute, mir für diesen Zweck bei seinem Besuche der heiligen Stätten übergab.

Die Kinder, welche wir in unsern Anstalten haben, sind meistens gut, fromm, gelehrig und arbeitsam. Die Anstalten versprechen daher für die Zukunft einen reichen Segen. Allein

sie sind noch nicht, was sie sein sollten. Das Waisenhaus von Bethlehem bedarf einer Erweiterung, damit wir wenigstens noch einige von den vielen armen Kindern aufnehmen könnten, die sich jetzt täglich vergebens melden, und von denen leider gar manche sich aus Elend den protestantischen Anstalten zuwenden; auch müßten an dem Waisenhause noch einige Werkstätten angebaut werden und vor Allem bedarf es einer Kapelle. Auch die Ackerbauschule sollte vergrößert werden, so daß wenigstens 50 junge Leute dort wohnen könnten; dann müßten, um den vollständigen Nutzen aus dem großen Grundstück zu ziehen, Bewässerungskanäle angelegt, Ackergeräthschaften angeschafft, Viehheerden gekauft werden u. s. w. Nur dann, wenn das ganze Grundstück gut bebaut wird, darf man hoffen, daß es zur Unterstützung der andern Anstalten beitrage, anstatt, wie jetzt noch, der Almosen zu bedürfen. Um aber dahin zu gelangen, muß die göttliche Vorsehung uns noch reiche Gaben zuwenden.

Außer diesen von uns gegründeten Anstalten gibt es aber in Palästina auch noch manche andere. Die Patres Franziskaner, welche seit so vielen Jahrhunderten jetzt schon hier sind, arbeiten mit großem Eifer an der Beförderung des moralischen sowohl als auch des materiellen Wohles der katholischen Bevölkerung; in Jerusalem, Bethlehem, St. Johann, Nazareth u. s. w. unterhalten sie Elementarschulen für die Knaben. Das von Pius IX. im Jahre 1846 gegründete Patriarchat hat den Katholicismus in Palästina gleichsam zu neuem Leben erweckt. Es hat in Beit-Dschala ein schönes Seminar zur Heranbildung eines einheimischen Klerus errichtet, aus dem schon manche tüchtige Priester hervorgegangen sind; es hat in Jerusalem ein Spital eröffnet und bereits zwölf Missionsstationen gegründet, welche alle mit Elementarschulen für Knaben und Mädchen versehen sind. Die Schwestern vom hl. Joseph, von Sion und von Nazareth wetteifern mit einander in der Erziehung der weiblichen Jugend; sie haben schöne Anstalten in Jerusalem, Bethlehem, Jaffa, St. Johann, Nazareth, Khaifa u. s. w. Großes Lob endlich verdienen auch die Anstalten, welche der unermüdliche P. Alphons Ratisbonne seit einigen Jahren für die Erziehung der Knaben gegründet hat.

Allein den großen Anstrengungen der Protestanten gegenüber bleibt für uns noch viel zu thun; und um die katholische Jugend dem verderblichen Einfluß der protestantischen Anstalten zu entziehen, müssen wir uns an unsere katholischen Mitbrüder in Europa wenden. Das heilige Land ist ja auch für jeden Christen gleichsam ein zweites Vaterland; hier hat sich ja das Werk der Erlösung vollzogen; hier wurde der Heiland geboren, hier hat er 30 Jahre gelebt, gebetet, gearbeitet, gepredigt, hier ist er am Kreuze gestorben, hier glorreich von den Todten erstanden und siegreich in den Himmel gestiegen; hier endlich hat er die Kirche gegründet und von hier ist das Heil und das Licht für die ganze Welt ausgegangen. Wie viele Beweggründe, mit dankbarem Herzen uns dieses Landes zu erinnern!"

Miscellen.

Statistische Übersicht über die in den Vereinigten Staaten bestehenden Orden und Congregationen.

	Jahr der Ansiedelung.	Zahl der Häuser.	Zahl der Mitglieder.
A. Männliche Orden.			
Franziskaner (Observanten, Kapuziner, Conventualen ꝛc.)	1528	40	?
Dominikaner	1539	8	90
Jesuiten	1565	30	750
Augustiner	1790	13	60
Sulpitianer	1791	2	15
Trappisten	1805	2	45
Lazaristen	1816	13	142
Redemptoristen	1832	16	164
Väter vom heiligen Kreuz	1841	19	208
Väter von der Barmherzigkeit	1842	4	9
Väter vom kostbaren Blut	1844	?	?
Benediktiner	1846	12	300
Schulbrüder	1846	49	700
Oblaten Mariä	1848	7	40
Maristenbrüder	1849	23	?
Passionisten	1853	5	108
Xaverianerbrüder	1854	3	40
Paulisten	1858	1	34
Gesellschaft Mariens	1863	3	16
Karmeliter	1865	?	?
Congregation St. Viatoris	1865	2	?
Congregation von der Auferstehung	1865	3	16
Alexianerbrüder	1866	2	35
Congregation vom heiligsten Herzen	1866	1	11
Serviten	1870	2	12
Brüder von den heiligsten Herzen	1874	7	?
Barmherzige Brüder	1874	1	9
Missionäre U. L. Fr. vom heiligsten Herzen	1876	1	2
B. Weibliche Orden.			
Ursulinerinnen	1727	12	360
Carmelitessen	1790	2	31
Visitantinerinnen	1808	18	350
Barmherzige Schwestern	1809	102	1151
Barmherzige Schwestern (v. New-York)	1809	81	600
Schwestern von Loretto	1812	?	486
Barmherzige Schwestern von Nazareth	1812	?	300
Damen vom heiligsten Herzen	1818	20	819
Dominikanerinnen	1823	?	?
Schwestern U. L. Fr. von der Gnade	1829	?	100
Schwestern vom hl. Joseph	1836	60	1500
Schwestern von der Vorsehung	1839	?	?
Schwestern von U. L. Fr.	1840	22	350
Schwestern vom heiligen Kreuz	1843	?	250
Schwestern von der Barmherzigkeit	1843	55	1350
Schwestern vom Guten Hirten	1843	17	500
Schulschwestern von U. L. Fr.	1847	108	1000
Schwestern von der Präsentation	1854	5	150
Graue Schwestern	1854	3	28
Barmherzige Schwestern von der Vorsehung	1854	10	64
Arme Mägde Jesu Christi	1868	7	62
Kleine Schwestern der Armen	1868	18	200
Servitenschwestern	1870	1	7

Über 21 andere religiöse Genossenschaften wird keine nähere Notiz gegeben. Wie rasch die Zunahme an Ordenshäusern in den letzten Jahren war, mag man daraus abnehmen, daß nach einer belgischen Zeitschrift, welche durchschnittlich gut unterrichtet ist und sichere Nachrichten über die Vereinigten Staaten gibt, innerhalb vier Jahren (von 1872 bis 1875) 424 neue Ordenshäuser gegründet wurden. (Vgl. Revue Catholique Vol. 35. p. 295. Vol. 37. p. 314. Vol. 39. p. 319. Vol. 41. p. 190.)

1872 . .	7	von männlichen	64	von weiblichen	Genossenschaften.
1873 . .	8	„ „	98	„ „	„
1874 . .	10	„ „	111	„ „	„
1875 . .	11	„ „	115	„ „	„

Die meisten verdanken natürlich ihren Ursprung dem deutschen „Culturkampf;" sie sind auch nur klein, werden meistens nur aus 2—3 Schwestern bestehen, die auf Dörfern u. s. w. Unterricht ertheilen; aber es sind doch immerhin ebensoviele Mittelpunkte zur Erneuerung des kathol. Lebens.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Von N. N.: „In honorem sancti Josephi"	2.—
Von N. N. in Demingen	30.—
Von einer armen Frau erspart	13.—
Von verschiedenen Wohlthätern aus Mosbach	32.—
Von M. Sch. aus Borg	3.—
Für die neue Mission des hochw. P. Depelchin am Zambesi (Süd-Afrika):	
Von G. S. aus Unterfranken	10.—
Von Coop. Jos. Dießinger in Wörth a. D.	5.—
Von Kaplan F. Peters in Pfahldorf (Bayern)	15.—
Von M. P. in Olpe	12.—
Von einem Pfarrer aus Westpreußen	3.—
Von C. V. L. in Sendenhorst	5.—
Von Pfr. Rose zu Barlo bei Bocholt	7.50
Von Z. in Dinkelsbühl	4.—
Von den Schwestern Dalla Torre in Innsbruck: „Zu Ehren der hl. Familie" . ö. W. fl. 20.	32.90
Für die Mission am Gabun (Westafrika):	
Von B. B., Priester der Diözese Münster	6.—
Für die neuesten Missionen in Centralafrika:	
Von Dr. Lüdtke in Konitz	30.—
Für die Mission in China:	
Von Präfekt Dr. Otto in Breslau	10.—
Von J. M. K.	20.—
Von N. N., Pfr. in Westpreußen	10.—
Von Peter Cremer in Sötenich	8.—
Aus Burgsteinfurt	7.—
Von einem Jubelpaar in Hornstein (für hochw. P. A. Aymeri in Schanghai)	40.—
Durch die Expedition der „Gobenzer Volksztg."	42.50
Von J. K. in Menden	30.—
Von A. S. in T. bei K.	8.50
Von Kaplan F. Peters in Pfahldorf (Bayern)	25.—
Von Max H. in Sickingen	10.—
Von einem Priester, durch Mayer & Co. in Wien . . . . . ö. W. fl. 3.	5.11
Von Pfr. N. N. aus Westpreußen	10.—
Aus M.-Gladbach: „Domine Jesu, dona nobis pacem!"	5.—
Von Dr. Fr. St. . . . . ö. W. fl. 35.	58.38
Für die Provinz Honan (China):	
Von den Schwestern Dalla Torre in Innsbruck: „Zu Ehren der hl. Familie" . ö. W. fl. 16.	26.32
Von J. M. J.: „Göttliches Herz Jesu, erbarme dich ihrer!" . . . . . ö. W. fl. 33.	54.82
Für die Provinz Petschele (China):	
Von den Schwestern Dalla Torre in Innsbruck: „Zur Ehre der hl. Familie" . ö. W. fl. 16.	26.32
Für die Mission unter den deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul:	
Von K. A. B. H.	5.—
Für die Annamiten-Mission:	
Von Z. in Dinkelsbühl	2.—
Von K. A. B. H.	5.—
Für die Hungernden in Nord-China:	
Von J. aus Oberbayern: „Sancta Maria, ora pro nobis"	2.—
Von Vikar G. Pesch in Zülpich	15.—
Von G. S. in Unterfranken	10.—
Von M. P. in Olpe	15.—
Von Pfr. Rose zu Barlo bei Bocholt	7.50
Von W. R. in N. a. D.	6.—
Von K. A. B. H.	3.—
Für die hungernden Christen in der Mandschurei:	
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Südindiens:	
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes"	135.—
Von Georg Dorr, Expositus in Neumarkt	6.—
Von Kaplan Jüngling in Essen: „Sancte Joseph, ora pro nobis"	11.—
Von Pfr. Specht in Reutenburg, durch die Agentur von B. Herder in Straßburg	24.—
Von Dr. H. W. in St. Tepl	20.—
Von Christenlehrschülerinnen aus Oberbayern: „Dem Herzen Jesu zu Lieb"	10.—
Von der Pfarrei Böhrenbach	5.—
Durch Dr. Mitterrutzner in Brixen. ö. W. fl. 43.	73.56
Von Dechant Störcher in Herzogenaurach	3.—
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Von J. aus Oberbayern: „Sancta Maria, ora pro nobis"	3.—
Von einem Kloster der Diözese St. Gallen, durch Dr. Zardetti in St. Gallen	240.80
Durch die Expedition der „Gobenzer Volksztg."	200.—
Von G. S. aus Unterfranken	10.—
Von Coop. Jos. Dießinger in Wörth a. D.	10.—
Durch Pfr. Schick in Dettingen	30.—
Von Kaplan Nauts in Beltheim	31.—
Vom bischöflichen Klerikalseminar in Regensburg	46.—
Von Pfr. Frank in Waldmühlbach	10.—
Vom Missionsverein in Aidenbach	50.—
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen . . . . . ö. W. fl. 50.	83.33
Durch dieselbe . . . . . ö. W. fl. 29.	48.34
Von N. A. in Vierjen	6.—
Durch denselben	9.—
Von N. N.: „Facite vobis sacculos, qui non veterascunt!" . . . . . ö. W. fl. 10.	16.66
Von W. R. in N. a. D.	5.—
Für die hungernden Christen in Madura:	
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Durch B. Herder in St. Louis, Mo. Doll. 6.	24.—
Von Z. in Dinkelsbühl	2.—
Für die hungernden Christen in Pondichery:	
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Für die hungernden Christen in Coimbatur:	
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Von K. A. B. H.	2.—
Für die hungernden Christen in Abyssinien (P. Peter Stahl):	
Von S. aus Eichstätt	50.—
Für die Mission in Japan:	
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes"	18.—
Von Wohlthätern aus der Pfarrei Reicholzheim	27.—
Von Ungenannt aus Bevergen	15.—
Von Kaplan A. Mauch in Ratzenried	1.—
Von Z. in Dinkelsbühl	2.—
Von P. Jos. M. Reisle in Einsiedeln	8.—
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen . . . . . ö. W. fl. 2.	3.33
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von J. aus Oberbayern: „Sancta Maria, ora pro nobis"	2.—
Von einem Pfarrer aus Westpreußen	36.—
Von G. S. aus Unterfranken	5.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Von G. S. aus Unterfranken	5.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von N. N.: „Jesus! Maria! Joseph!"	20.—
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Von G. S. aus Unterfranken	5.—
Von Frau K. in Veen	1.50
Von Frau L. in Veen	1.50
Von A. Z. E. in Trier	5.—
Für P. Horner in Sansibar:	
Von C. S. in Lüdinghausen	24.—
Für Loskauf und Unterhalt von Sklaven in beiden Guinea (Afrika):	
Von A. H. in N...gn.	100.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Dr. Schmitt in St. Peter	25.—
Von Prof. Seisenberger in Freising	25.—
Aus Lautenbach ex voto, durch Pfr. Riegelsberger in Offenburg	10.—
Von Ungenannt aus M.: „Adveniat regnum tuum"	60.—
Von Th. Braig, durch Pfr. Unger in Griesingen	12.—
Von Jg. Danzer in Freising	20.—
Von einem Abonnenten: „In honorem Patroni Ecclesiae universalis!"	6.89
Von A. J. in Ell	25.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Aus der Pfarrei Postmünster	200.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von Vikar Rubarth in Iserlohn	25.—
Durch Pfr. Schick in Dettingen	6.—
Von Schwester Petra Fourreria in Calvary, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	28.—
Für das heilige Grab in Jerusalem:	
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen . . . . . ö. W. fl. 14.	23.33
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Von Vikar Sch. in Völlinghausen: „Orate pro sacerdote!"	4.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von J. Kabes in Cista (Böhmen). ö. W. fl. 2.50	4.27
Von H. Geppert, Kaplan in Schaffhausen	3.80
Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft, durch P. Ache	41.11
Durch Pfr. Schick in Dettingen	31.—
Für den St. Bonifazius-Verein:	
Von Dr. Schmitt in St. Peter	25.—
Von Vikar G. Brand in Teglingen	3.—
Für die Mission in Lappland:	
Durch Dr. Mitterrutzner in Brixen. ö. W. fl. 18.	30.80
Von Th. T. in Rheine	15.—
Für hochw. P. Hagemann in Christiania:	
Von G. Brand, Vikar in Teglingen	3.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Dr. Schmitt in St. Peter	50.—
Durch Pfr. Schick in Dettingen	30.—
Von N. N.: „Facite vobis sacculos, qui non veterascunt!" . . . . . ö. W. fl. 10.	16.67

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Hutter,** Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.